

Geschichte der Pharmazie

Redaktion Prof. Dr. Wolf-Dieter Müller-Jahncke · Prof. Dr. Christoph Friedrich

ISSN 0939 - 334X · Deutscher Apotheker Verlag Stuttgart

56. Jahrgang · Dezember 2004

4

Das französische Patentgesetz von 1791 und seine Auswirkungen auf das Arzneimittelwesen im Herzogtum Jülich-Berg*

→ Von Susanne Landgraf, Düsseldorf ←

Im Zuge der Annektion des Rheinlandes durch die Franzosen 1794–1806¹ wurden auch im Herzogtum Jülich-Berg gesetzliche Neuerungen insbesondere hinsichtlich der bisher geltenden Medizinalordnungen eingeführt. Hierzu gehörte die Übernahme des ersten europäischen Erfinderschutzgesetzes, des französischen Patentgesetzes aus dem Jahre 1791,² das mit den in ihm enthaltenen Regelungen zum Patentschutz auch das Arzneimittelwesen im Herzogtum revolutionierte.

Wie überall gab es auch in Jülich-Berg auf der einen Seite die etablierte akademische Ärzteschaft, auf der anderen Seite die durch zahlreiche Heiler repräsentierte Volksmedizin, die gegenseitig in einem ausgeprägten Konkurrenzverhältnis standen. Dabei wurden von der in Medikalisierungsbestrebungen befindlichen Ärzteschaft scharfe Ausgrenzungsversuche hinsichtlich der äußerst beliebten Heiler unternommen, um die als „Quacksalber“ und „Pfuscher“ verächtlich gemachten Konkurrenten aus dem medizinischen Berufsbild zu verdrängen.³ Das nun von den Franzosen eingeführte Patentgesetz sorgte innerhalb ärztlicher Kreise für große Unruhe, eröffnete es doch mit seinen Regelungen über die Verbreitung der Aufklärung der Medizin und der Beförderung der Kenntnis

→ EDITORIAL ←

Wiederum legt Ihnen, geneigter Leser, die Redaktion der „Geschichte der Pharmazie“ einen pharmaziehistorischen Herbststrauß auf den Tisch. Die Tage werden kürzer und die Lesefreude steigt womöglich nach einem harten Arbeitstag. Vielleicht regt der Beitrag von Hansjörg Hahn ja dazu an, in den Werken von Arno Holz zu stöbern, oder derjenige von Barbara Rumpf-Lehmann, eine Reise ins pharmakognostische Wunderkabinett nach Marburg zu unternehmen. Der Humor kommt nicht zu kurz, und die informativen Studien zu den französischen Patentgesetzen oder der Verwendung von Carbo medi-

cinalis führen in vergangene Welten, die bei näherer Betrachtung auch nicht besser waren als unsere heutige Welt. Immer wieder gab es Bestrebungen, die Arzneimitteldistribution aus der Apotheke zu verlagern, die Apotheker mit Hilfe der Preise zur Aufgabe zu zwingen oder die Wissenschaftlichkeit der Pharmazie in Frage zu stellen. Dem konnten sich die Pharmazeuten bisher widersetzen, doch mancher Politiker sieht in den „Neuen Medien“ die „Schönste aller Welten“ – auch in den Apotheken.

Unser Beitrag zur „Himmelsapotheke“ der barmherzigen Schwestern des Vinzenz von Paul ge-

mahnt an die kommende Advents- und Weihnachtszeit und lässt vielleicht den kommerziellen Rummel dieser Zeit – auch in der Apotheke – etwas in den Hintergrund treten. Im nächsten Jahr wird in Edinburgh der 37. Kongress der IGGP stattfinden, zu dem Sie nähere Informationen in diesem Heft finden. In der Hoffnung, Sie dort gesund und munter wieder zu sehen, verbleibt mit „seasons greetings“

Ihre Redaktion der „Geschichte der Pharmazie“.

nützlicher Mittel⁴ zum Wohle aller Untertanen den verhassten Volksmedizinern ungeahnte Möglichkeiten. Das Gesetz sah vor, nicht nur sämtliche potenziell nützliche Medizin und damit auch die Präparate der Kräuterfrauen und Heiler in den offiziellen Arzneischatz zu integrieren, sondern gestattete auch den „Erfindern“ im Volke, „ihre spezifische[n] Heilmittel gegen verschiedene Krankheiten, oder von Substanzen, die für die Heilkunde nützlich“ waren, öffentlich zu verkaufen.⁵ Das Revolutionäre an dem Patentgesetz der Franzosen war jedoch, dass die Erfinder einer Medizin das Geheimnis ihrer Verfertigung behalten und damit schützen durften.⁶ Dass trotz dieser überaus günstigen Gesetzeslage kaum Patente zur Anmeldung kamen, lag an den Tricks der akademischen Ärzteschaft, die aufkommende Bedrohung durch die „Pfuscher“ und „Quacksalber“ abzuwenden, damit ihnen nicht der Arzneimittelschatz durch gesicherte Patente potenziell verknapppt werden konnte.

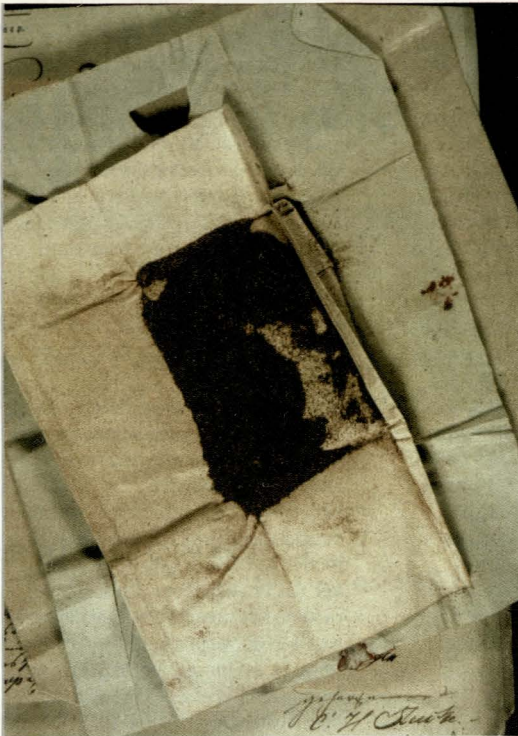
Ein Arkanum gegen Tollwut

Exemplarisch hierfür steht der Fall der Witwe Hausmann mit ihrem Arkanum gegen die Wasserscheu oder Tollwut.⁷ Er verdeutlicht, welche Hemmfaktoren sich der Patentierung in den Weg stellten und welche Auswirkungen im Speziellen standespolitische Interessen der sich professionalisierenden Ärzteschaft auf Patentanträge und damit verbunden auf die Medizin des Volkes hinterließen. In medizinischen Fachkreisen zählte die so genannte „Wasserscheu zu den allerfürchterlichsten Übeln“.⁸ Die Schulmedizin verfügte über einige nach ihrer eigenen Aussage auch „sehr wirksame Heilmittel“.⁹ Von diesen wusste man allerdings, „daß sie nicht in allen Fällen der Wuth mit Zuverlässigkeit wirkten“.¹⁰ „Großer Bedarf“ bestand deshalb im Interesse des Allge-

meinwohls an der Auffindung „neuer“ Arzneien.¹¹ „Jeder Beitrag zu den wuthwidrigen Mitteln“, so der Stand der Wissenschaft zu Beginn des 19. Jahrhunderts, war deshalb mehr als „schätzenswert“.¹² So zog im Jahre 1810 auch die Witwe Hausmann los, um sich ihr Arkanum gegen die Wasserscheu patentieren zu lassen. Schließlich hatte sich dieses Mittel nicht nur in Familienkreisen bereits seit mehr als „80 Jahren“, so auch schon zu Zeiten der „Vor-Aeltern“, bewährt.¹³ Hierüber konnte „sie [sogar] Zeugnisse“ binnen „14 Tagen“, sofern erforderlich, „auflegen“. Witwe Hausmann „wünschte“, dass die Regierung ihr Medikament „näher untersuch[te]“. Sie setzte „Zutrauen in die Hochlöbliche Landesregierung“, dass diese, sofern sie das Mittel „für gut befunden“ hatte, ihr dasselbe anschließend auch „patentisirt[e]“. Frau Hausmann scheute mit diesem Schritt nicht die erheblichen Kosten für einen Patentantrag,¹⁴ die bei den allgemein armen Verhältnissen zu einem unüberwindlichen Hindernis werden konnten. Sie setzte sich auch über ihre ureigensten Befürchtungen hinweg, für den bisherigen Gebrauch des Medikamentes der „Quacksalberei“ beschuldigt und für diesen Tatbestand im Nachhinein bestraft zu werden.¹⁵ Der Antrag wurde seinerzeit zusammen mit einer Schweinsblase, gefüllt mit den „wirksamen Kräutern“, an den Physicus des Rheindepartements geleitet. Er sollte das Arkanum der Witwe Hausmann begutachten.

Die schlimmsten Ahnungen der Antragstellerin bewahrheiteten sich in dem anschließenden Verfahren. Der Physicus setzte zunächst alles daran, der Heilenden den Tatbestand der Quacksalberei anzuhängen: Denn schließlich hätten „alle“ Familienmitglieder Hausmanns „geheime Mittel, ohne specielle Erlaubnis der Re-

gierung“ in den gesamten „80 Jahren“ weder „ausgeben“ noch „verkaufen dürfen“. Allein für diesen Tatbestand hätte nach den einschlägigen Verordnungen „die Konfiskation des Vorraths und eine Geldstrafe von 20–100 Rthl.“ eingefordert werden müssen. Auch hatte sich Witwe Hausmann von nun an auf eine langwierige Prozedur einzustellen, bevor man ihr das Ausgeben überhaupt erlaubte. Denn der Physicus plante, das vermeintlich „bewährte“ Mittel nach allen Regeln der Kunst der schärfsten Prüfung zu unterziehen. Dazu musste die arme Antragstellerin u. a. eine eintägige Reise auf sich nehmen, um sich anschließend vor höchster Stelle, in der Präfektur des Rheindepartements, „über das Mittel, seine Zubereitung und Zusammensetzung und Anwendungsart ganz ausführlich vern[eh]men“ zu lassen. Dass die Verhandlung weiterhin in den Händen des Physicus verblieb, rechtfertigte zwingend der „etwas technisch[e]“ Charakter, den solche „Untersuchungen“ grundsätzlich an sich hatten. Keinesfalls durften über solche für das Gemeinwohl wichtigen Anträge andere, weder der Maire, noch die Polizei, entscheiden. Die scharfen Worte und das forsche Auftreten des in dieser Sache heftigst wirbelnden Physicus hatten auf die Witwe Hausmann offensichtlich Eindruck hinterlassen. „Wegen eines Übels an den Beinen“ konnte sie auf einmal „nicht [mehr selber] auf der Präfektur“ erscheinen.¹⁶ „Deshalb commitirte“ sie ihre Tochter Christina, die Angelegenheit für sie zu übernehmen. Bei der Tochter sorgten im weiteren Geschehen ganz andere Bedenken für Kopfzerbrechen. Sie hatte nach dem bisherigen Auftritt des Physicus damit zu kämpfen, ob man ihm bei der „Geheimhaltung“ ihres Arkanums auch wirklich Vertrauen schenken konnte. So gab sie auf die Frage, woraus das Mittel bestünde, zu-



Pulver gegen Tollwut

nächst zu Protokoll: „Sie könnte dieselbe nicht nennen, suchten sie aber selbst zur Zeit, wenn der Haber reif sey, und bewahrten sie zum Gebrauche auf. Das Kraut wächst zu Pützbach auf dem Felde an einer Hecke und die Wurzeln an einem Bache. Von den Kräutern w[e]rden für einen Gebissenen 2 kleine Handvoll, und von den Wurzeln etwa 10 Stück“ genommen. Für den Physicus war der Fall Hausmann klar: Ohne Preisgabe der Rezeptur kein Patent! Aus Witwe Hausmann war schließlich herauszukitzeln, dass das Mittel aus „rothem Beyfuß“ und „Löttges Wurzeln“ mit einem Zusatz von „Flierenkraut“ bestand.¹⁷ Das Beharren auf der Preisgabe der wirksamen Bestandteile der Rezeptur hätte sich in dem Verfahren erübrigen können, legt man das abschließende Gutachten des Physicus zu Grunde. Hier kommen nicht nur Kenntnislücken bei der „Neuheitsprüfung“¹⁸ der Rezeptur ans Licht. Die entfernte Ähnlichkeit mit einer im „London Medical Journal“ be-

schriebenen Rezeptur aus dem Jahre 1789 genügte, um den ablehnenden Bescheid zu begründen.¹⁹ So urteilt der Physicus weiterhin über den Patentantrag der Hausmanns: Das Mittel sei „unwirksam“ und nichts hierin wirke „als die örtliche Hülfe“ der infizierten Wunde.²⁰ Auch dürfe man keinesfalls den von der Antragstellerin „angerühmten Zeugnissen“ Glauben schenken. Schließlich seien sie von „unkundige[n] Personen“,

wodurch sie überhaupt „gar keinen Werth“ hätten.²¹ Erheblich bei seiner Entscheidung war nach seinen Worten: „Die Sicherheit des öffentlichen Gesundheitswohls“ mit dem Erfordernis einer „langen Reihe von genau unter obrigkeitlicher Autorität angestellten Versuchen und ärztlichen Erfahrungen“. ²² Denn unabhängig vom Therapeutikum konnte es auch auf andere Ursachen zurückgeführt werden, warum „verschiedene Menschen, welche von Hunden gebissen worden“, anschließend „keinesfalls Folgen der Wasserscheu verspürt“ hatten. So waren ja schon „oft Hund[e] für rasend erschienen“, die „es [am Ende gar] nicht“ waren. Und überhaupt war es ja auch im Falle Hausmann gar nicht ausgemacht, ob der „Hund [nicht schon] durchs Alter... alle [seine] Zähne verloren hatte, mithin keiner seiner Bisse“ bei den Patienten überhaupt „eine [infizierte] Wunde verursacht hatte“. Nach allem wurde der Antragstellerin das Ausgeben dieses „unwirksamen“ Mittels untersagt.

Förderung der Volksmedizin und Schutz vor Quacksalberei

Versuchen wir abschließend das Geschehen insgesamt als ein Beispiel der Patentpraxis zu betrachten: Das französische Patentgesetz schaffte für die Medizin des Volkes eine Reihe von Anreizfaktoren. So sicherte es dem Erfinder unter den allgemein verschärften Konkurrenzbedingungen auf dem Arzneimittelmarkt nicht nur erstmalig das Recht auf sein Eigentum zu, sondern gewährte ihm auch den ungestörten Genuss der Früchte seiner Bemühungen.²³ In den allgemeinen Bestrebungen zur Beförderung der Kenntnis nützlicher Mittel eröffnete es darüber hinaus die Möglichkeit, das Wissen um das therapeutische Potential der breiten Palette der so genannten „Geheimmittel“ zu nutzen. In den Reformbestrebungen des Arzneimittelwesens Jülich-Bergs barg das französische Patentgesetz andererseits ein Instrument in sich, Transparenz und Kontrolle über unwirksame Quacksalberei auf dem „Arzneimittel-Vormarkt“ Jülich-Bergs zu erhöhen. Wie sich im Falle Hausmann zeigt, stellten sich in der Praxis Widerstände der Patentierung von Volksmedikamenten entgegen. Namentlich waren diese die standespolitischen Interessen der sich professionalisierenden Ärzteschaft, unzureichender Geheimhaltungsschutz sowie die umständlichen, schwierigen und mit hohen Kosten verbundenen Anmeldeverfahren. Diese Hemmfaktoren führten dazu, dass der Gedanke des französischen Patentgesetzes in einen Zielkonflikt geriet. Obwohl unter der nachfolgenden preußischen Regierung Arzneimittel grundsätzlich von einer Patentierung ausgeschlossen waren²⁴, wurde in den Reformbestrebungen des Arzneimittelwesens der übergeordnete Gedanke des Patentrechts von 1791 weiterhin

beibehalten. „Ausgehend von dem bekannten Satze, dass die Volksmedizin aller wissenschaftlichen Heilkunst zur Grundlage gedient hat und dass viele, ja vielleicht die meisten großen Heilmittel ursprünglich Volksmedizin waren“,²⁵ wurde im Allgemeininteresse auch weiterhin diesem „Zweig“ des Arzneimittellesens die gebührende Aufmerksamkeit gewidmet.

Anmerkungen und Literatur

* Ich danke dem Hauptstaatsarchiv Düsseldorf (im folgenden HSTA D) für die Unterstützung beim Zustandekommen dieser Arbeit. Zitierte Akten sowie Bildmaterial stammen alle aus diesem Archiv.

¹ Max Braubach: Vom Westfälischen Frieden bis zum Wiener Kongress (1648–1815). In: Rheinische Geschichte in drei Bänden. Hrsg. von F. Petri und G. Droge. Düsseldorf 1980. S. 311–351.

² Vgl. Katrin Feldmann: Die Geschichte des französischen Patentrechts und sein Einfluss auf Deutschland. Münster 1998. Diss. Jur. S. 154. In den einzelnen deutschen Staaten entwickelte sich im 19. Jahrhundert eine eigenständige Patentpraxis. Zur geschichtlichen Entwicklung des Patentwesens vgl. Alfred Heggen: Erfindungsschutz und Industrialisierung 1793–1877. Göttingen 1975, und Albert Osterrieth: Patentrecht. Breslau 1924. Vgl. A. von Daniels: Handbuch der für die Königlich Preussischen Rheinprovinzen verkündigten Gesetze, Verordnungen und Regierungsbeschlüsse aus der Zeit der Fremdherrschaft. Köln 1842. 7. Bd. S. 88 ff. Vgl. das Dekret über Erfindungspatente vom 3. November 1810. In: Gesetz-Bulletin des Großherzogtums Berg. Düsseldorf 1810. Bd. 2, 126.

³ Vgl. Susanne Landgraf: Heilen außerhalb der Medizinal-Ordnung: Autorität, Konkurrenz und Geschlecht in den Herzogtümern Jülich-Berg 1799–1875. Braunschweig, Diss. Nat., 2002, online unter URL: <http://opus.tu-bs.de/opus/volltexte/2002/305/>.

⁴ Vgl. hierzu das Kaiserliche Dekret vom 18. August 1810 für Erfinder von spezifischen Heilmitteln. In: Johann Claudius Renard: Sammlung der Gesetze und Verordnungen Frankreichs in bezug auf Aerzte, Wundärzte und Apotheker, wie auch auf das öffentliche Gesundheitswohl überhaupt. Mainz 1812. S. 318.

⁵ Vgl. Feldmann [wie Anm. 2], 55: Der Patentinhaber durfte nach Artikel 12 seine Erfindung ausschließlich selbst

ausüben und nutzen. Vgl. Kaiserliches Dekret über „Geheime Mittel“ vom 18. August 1810. In: Renard [wie Anm. 4], 317. Vgl. Präambel und Titel 1, Artikel 1 des Dekretes über Erfindungspatente vom 3. November 1810. In: Gesetz-Bulletin [wie Anm. 2], 126: „daß denjenigen, welche nützliche Erfindungen und Entdeckungen machen, der ungestörte Genuß der Früchte ihrer Bemühungen gewährt werde“. Damit wurde dem Erfinder ein ausschließliches Benutzungsrecht und ein Rechtsschutz auf sein Patent gewährt.

⁶ Vgl. Titel 5, Artikel 42 des Dekretes über Erfindungspatente vom 3. November 1810. In: Gesetz-Bulletin [wie Anm. 2], 148; vgl. Kaiserliches Dekret über „Geheime Mittel“ vom 18. August 1810. In: Renard [wie Anm. 4], 317.

⁷ HSTA D Großherzogtum Berg 11481 (1810).

⁸ HSTA D Großherzogtum Berg 11545 (1810).

⁹ HSTA D Großherzogtum Berg 11545 (1810).

¹⁰ HSTA D Großherzogtum Berg 11545 (1810).

¹¹ HSTA D Großherzogtum Berg 11545 (1810).

¹² HSTA D Großherzogtum Berg 11545 (1810).

¹³ HSTA D Großherzogtum Berg 11481 (1810). Alle nachfolgenden Zitate stammen, sofern nicht anders vermerkt, aus dieser Akte.

¹⁴ Die Taxen für Erfindungspatente errechneten sich aus ihrer Laufzeit, welche für 4 (100 Francs) bis maximal 12 Jahre (600 Francs) gewährt wurde. Hinzu gerechnet werden mussten die Präfekturgebühren. Vgl. das Dekret über Erfindungspatente vom 3. November 1810. In: Gesetz-Bulletin [wie Anm. 2], 152, Tarif der für die Erfindungspatente zu zahlenden Taxen.

¹⁵ HSTA D Großherzogtum Berg 11481 (1810). Alle nachfolgenden Zitate stammen, sofern nicht anders vermerkt, aus dieser Akte.

¹⁶ HSTA D Großherzogtum Berg 11481 (1810). Alle nachfolgenden Zitate stammen, sofern nicht anders vermerkt, aus dieser Akte.

¹⁷ „Rother Beyfuß“: Artemisia vulgaris. „Lötlges Wurzeln“: Tussilago farfara. „Fliegenkraut“: Atropa Belladonna.

¹⁸ Die Neuheitsprüfung einer Erfindung erfolgte meistens allein unter Zugrundelegung der (Welt-)Literatur. Vgl. dazu Heggen [wie Anm. 2], 52; A. Bernstein: Das Deutsche Patentgesetz. In: Die Gartenlaube (12) 1877, 632–634; vgl. C. Wiegand: Entwicklung des deutschen Patentwesens und Patentrechts, insbesondere die Entwicklung der technisch-rechtlichen Begriffe unter besonderer Berücksichtigung der chemischen Industrie. In: Zeitschrift für ange-

wandte Chemie 40 (1927), 609–636. Wiegand weist auf den während Kriegzeiten herrschenden Literaturmangel hin. Jede Erfindung, die noch nicht „vorveröffentlicht“ oder „offenkundig vorbenutzt“ wurde, ist „neu“. Vgl. dazu Hans Blum: Erfindungsschutz. In: Gewerblicher Rechtsschutz und Urheberrecht 54 (1952), 341–346.

¹⁹ HSTA D Großherzogtum Berg 11481 (1810).

²⁰ HSTA D Großherzogtum Berg 11481 (1810).

²¹ HSTA D Großherzogtum Berg 11487 (1810).

²² HSTA D Großherzogtum Berg 11545 (1810). Alle nachfolgenden Zitate stammen, sofern nicht anders vermerkt, aus dieser Akte.

²³ Vgl. Artikel 1 des Dekretes über Erfindungspatente vom 3. November 1810. In: Gesetz-Bulletin [wie Anm. 2], 126.

²⁴ Vgl. das Publikandum „zur Ermunterung und Belohnung des Kunstfleißes“ vom 14. Oktober 1815. In: Heggen [wie Anm. 2], 31. Dieses bildete in Preußen bis zur Einführung des preussischen Reichspatentgesetzes von 1877 die einzige gesetzliche Grundlage des gewerblichen Rechtsschutzes. Das Patentgesetz von 1877 galt nicht für Arzneimittel, da man befürchtete, dass die öffentliche Gesundheitspflege durch Patenteinführung für Arzneimittel eigennützigen Zwecken zum Opfer fallen könnte. Vgl. Josef Kohler, Deutsches Patentrecht, systematisch bearbeitet unter vergleichender Berücksichtigung des französischen Patentrechts. Neudruck der Ausgabe Mannheim 1878, Aalen 1984, § 1, Absatz 2.

²⁵ HSTA D Reg. Aachen 1175, „betr. Nachricht über die im Volke gebräuchlichen Heilmittel 1824“. Am 9. Oktober 1823 erging ein Publikandum in den Amtsblättern der fünf rheinischen Regierungen an „sämmliche rheinische Ärzte und Wundärzte, auf die vielen auch noch heut zu Tage unter dem Volke gebräuchlichen Heilmittel aufmerksam“ zu achten, „diese Mittel überall zu brauchen, sich von ihrem Gebrauch und ihrer Wirkung die möglichst genaue Kenntnis zu verschaffen, und alles [dem Collegium Medicum] mitzutheilen“.

Anschrift der Verfasserin:

Dr. Susanne Landgraf
Abteilung für Geschichte der
Naturwissenschaften mit
Schwerpunkt Pharmaziegeschichte der
Technischen Universität Braunschweig
Pockelsstraße 14
38023 Braunschweig

Arno Holz: Apotheke im Kindheitsparadies

→ Von Hansjörg Hahn, Hofheim am Taunus ←

Arno Holz (1863-1929) – wer weiß heute noch von ihm? Schon vor 50 Jahren hat Alfred Döblin in einer Schriftenreihe „Verschollene und Vergessene“ unter dem Titel: „Arno Holz – Die Revolution der Lyrik“ an ihn erinnert und dabei gefragt: „Vergessen von wem, verschollen für wen?“.¹

Ringen um Anerkennung

Zeit seines Lebens musste Holz (Abb. 1) um Anerkennung kämpfen und sich um sein materielles Auskommen sorgen; zeitweise hat er sich mit dem Erfinden und Basteln von Kinderspielzeug über Wasser gehalten. Dabei machten Holz und sein Jugendfreund Johannes Schlaf großen Eindruck auf Gerhart Hauptmann. Beide hatten gemeinsam einige naturalistische Erzählungen verfasst und diese 1889 unter dem Pseudonym „Bjarne P. Holmsen“ veröffentlicht; der Titel des Bandes lautete „Papa Hamlet“.

Gerhart Hauptmann setzte in die erste Ausgabe seines sehr erfolgreichen Theaterstücks „Vor Sonnenaufgang“ die folgende Widmung: „Bjarne P. Holmsen, dem consequentesten Realisten, Verfasser von ‚Papa Hamlet‘ zugeeignet, in freudiger Anerkennung der durch sein Buch empfangenen entscheidenden Anregung.“ Die zweite Auflage von „Vor Sonnenaufgang“ (das Pseudonym war inzwischen gelüftet) widmete Hauptmann dann seinem Förderer Otto Brahm, der damals Theaterleiter der „Freien Bühne“ in Berlin war.²

Holz wurde mehrfach für den Literatur-Nobelpreis vorgeschlagen: auch 1929 gab es offenbar entsprechende Gerüchte; so schrieb am 15. Oktober Thomas Mann an Gerhart

Hauptmann: „Da wir bei Preisen sind: was sagen Sie zu der weit verbreiteten Nachricht, dass dank der Propaganda einer Oberlehrer-Clique, die ihn vorgeschoben hat,

Arno Holz den Nobelpreis erhalten soll? [...] ich würde eine solche Preiskrönung absurd und skandalös finden [...]. Es wäre ein wirkliches Ärgernis, und man sollte da wahrhaftig etwas dagegen tun.“³ Holz starb nur elf Tage später, am 26. Oktober 1929. Der berühmte Karikaturist Th. Th. Heine⁴ kommentierte Holz' Schicksal sarkastisch im „Simplicissimus“ (Abb. 2). – Der Nobelpreis für Literatur im Jahr 1929 ging an Thomas Mann.

Seine Jugend

Hermann Oscar Arno Alfred Holz wurde am 26. April 1863 (als das vierte von zehn Kindern) in Rastenburg/Ostpreußen – heute Ketrzyn/Polen – geboren, wo sein Vater die

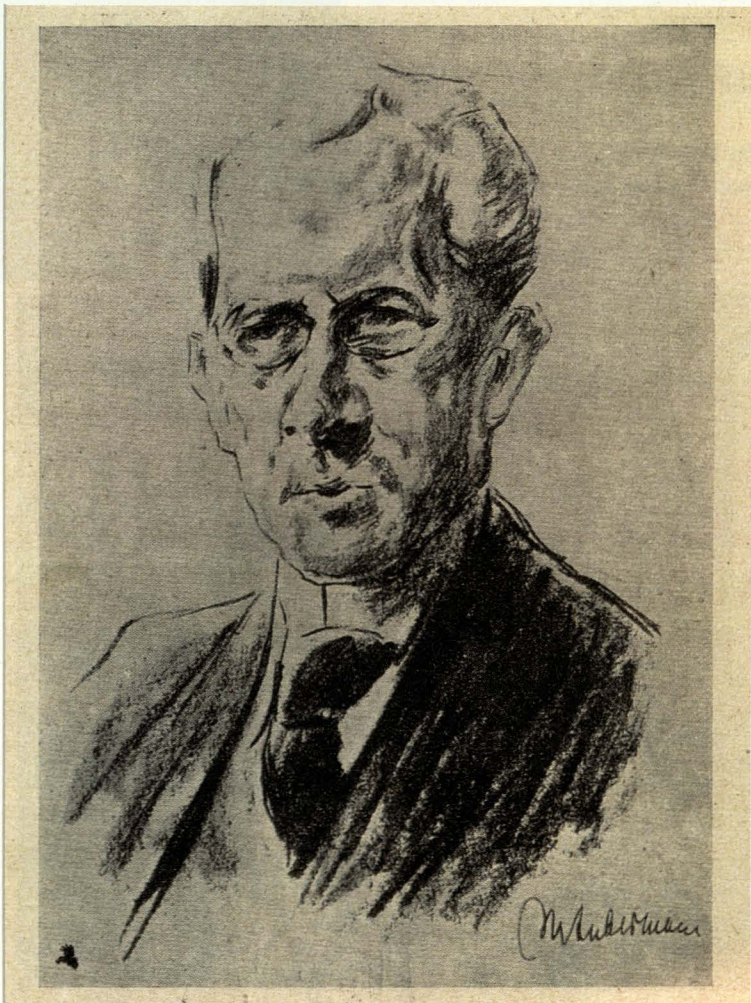


Abb. 1: Arno Holz nach einer Zeichnung von Max Liebermann.

Apotheke „Zum schwarzen Adler“ betrieb; auch sein Großvater war Apotheker in Ostpreußen gewesen. Bis 1875 lebte die Familie in Rastenburg (Abb. 3), dann übernahm der Vater eine Apothekenverwaltung in Berlin. Bald darauf wurde die Ehe der Eltern geschieden. Der Vater, mit vier Kindern, ging nach Frankfurt am Main; die Mutter blieb mit den übrigen, darunter Arno, in Berlin, wo dieser dann sein ganzes Leben lang sesshaft war.⁵ Arno war ein schlechter Schüler und musste das Königstädtische Gymnasium in Berlin Friedrichshain 1881, als nicht versetzter Untersekundaner, verlassen; beste Note seines Zeugnisses war immerhin Deutsch mit einem „befriedigend“. Bereits im folgenden Jahr, 1882, erschien jedoch sein erster Lyrikband.⁶

Sein Werk

Das Gesamtwerk von Arno Holz kann hier nur kurz angedeutet

werden. Am ehesten lässt es sich unter dem Schlagwort „Naturalismus“ zusammenfassen. Holz hat Erzählungen, Theaterstücke und Lyrik verfasst und seinen Stil in theoretischen Schriften begründet. Er gilt, zusammen „mit J. Schlaf, [als] Begründer des konsequenten Naturalismus [...]. In seinem Bemühen um neue Ausdrucksmöglichkeiten bezog Holz Umgangssprache und neue Themen (soziale Tendenz, sozialrevolutionäre Bekenntnisse, Großstadtbilder) in die Literatur ein.“⁷ – „Arno Holz hat die deutsche Moderne bis tief in den Expressionismus hinein eingeleitet; seine Anregungen sind nicht auf die Literaturtheorie und -praxis des ‚konsequenten Realismus‘ beschränkt, obwohl zunächst hier seine Leistung am meisten sichtbar wurde.“⁸

Für die Lyrik forderte er die Abkehr von jedem Formzwang, also von festen Schemata für Reim, Strophen und Rhythmus. Er schrieb:

„Jeder Wortkünstler bisher fand zwischen sich und dem, was er ausdrücken wollte, bereits immer etwas vor. Ein formales, metrisches Schablonengebilde, das er entweder glatt akzeptierte, oder höchstens [...] minimal variierte! In eine ihm überlieferte Form presste er willkürlich seinen Inhalt, statt umgekehrt, wie ich dieses verlange, die erst gesuchte, noch gar nicht vorhandene Form aus seinem Inhalt unwillkürlich, dafür aber um so notwendiger, erst wachsen zu lassen.“ Und weiter: „War eine Sprache zum Beispiel an Reimen so arm wie die deutsche, so folgte daraus für die betreffende Verskunst [...] dass der ganz überwiegende Prozentsatz ihres gesamten Wortschatzes für diese Technik einfach gar nicht existierte!“⁹ Als Ziel sah er „eine Lyrik, die auf jede Musik durch Worte als Selbstzweck verzichtet und die, rein formal, lediglich durch einen Rhythmus getragen wird, der nur noch durch Das [sic] lebt, was durch ihn zum Ausdruck ringt.“¹⁰ Für seine Lyrik typisch sind „unregelmäßig abgeteilte Zeilen und [eine] unsichtbare Mittelachse“.¹¹

Sein lyrisches Hauptwerk: „Phantasmus“

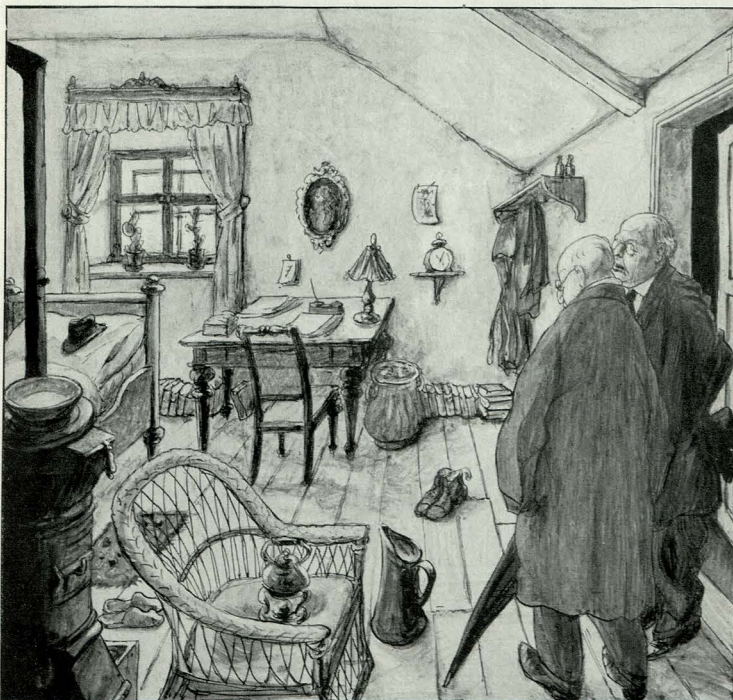
Ein erstes Gedicht mit dem Titel „Phantasmus“ erschien bereits 1886 im Gedichtband des 22-jährigen: „Das Buch der Zeit. Lieder eines Modernen“. Es erzählt in Liedern die Seelenzustände eines jungen Poeten, „der an der Trivialität seines Milieus zugrunde geht: hoch oben in Berlin N in irgend einer Dachstube.“¹² Holz selbst hat geahnt, dass er damit auch sein eigenes Ende beschrieb:

*„Phantasmus! erst später kam ich hinter deinen Mechanismus. Und ich weiß es heut: du warst nur mein verfrühtes – Selbstportrait“.*¹³

Döblin hat in seiner Trauerrede auf Holz dessen materielle Not im Nachhinein bestätigt.¹⁴

Der deutsche Dichter Arno Holz †

(Th. Th. Heine)



„Tragisch, daß er den Nobelpreis nicht erlebt hat, dann hätte alle Not ein Ende gehabt!“ — „Das hat sie ja so auch!“

Abb. 2: Th. Th. Heine im „Simplicissimus“ vom 18.11.1929.

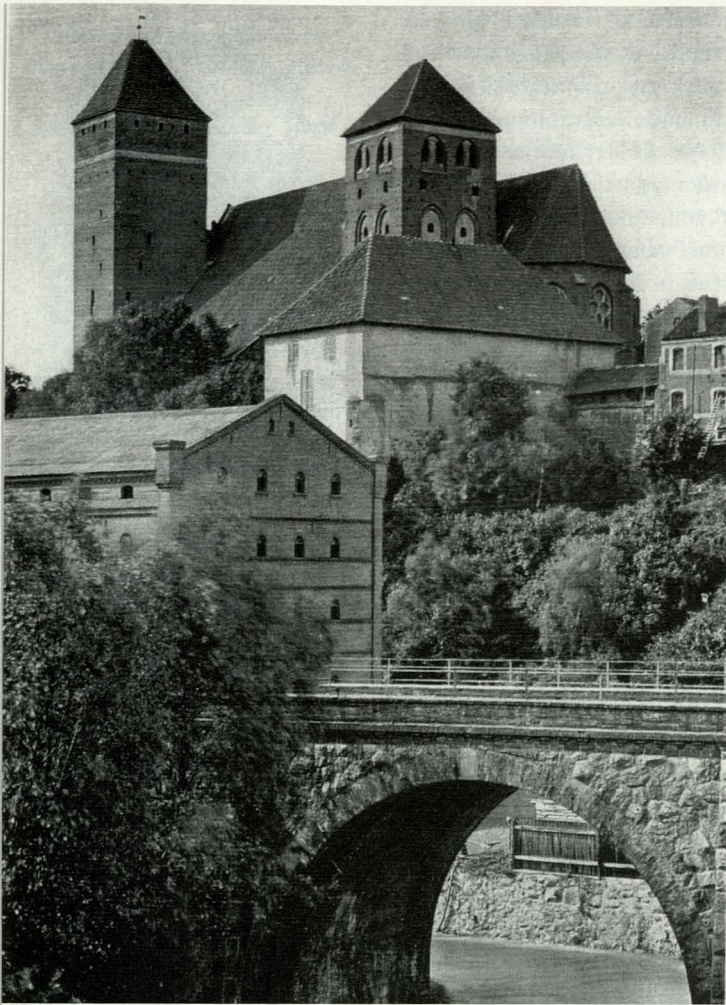


Abb. 3: Die Pfarrkirche St. Georg in Rastenburg.

Weitere Gedichte, die später zu einem Zyklus dieses Namens vereint wurden, erschienen ab 1891 in verschiedenen Zeitschriften.¹⁵ Dann, 1898, veröffentlichte Holz „Phantasia. Erstes Heft“ mit 50 Gedichten, dem im folgenden Jahr ein zweites Heft mit ebenfalls 50 Gedichten folgte. Er bemerkt dazu: „Diese zweite Fassung [des Gedichts Phantasia] hatte mit der ersten so gut wie keine Ähnlichkeit mehr. Der verhungerte Dichter war als pappernes Requisit in die Rumpelkammer gewandert.“¹⁶ In der nächsten Veröffentlichung, 1916 im Insel-Verlag, war der Zyklus auf 131 Gedichte angewachsen. Diese bibliophile Ausgabe fällt durch ihr Folioformat und ihre typographisch wunderbar

ausgewogenen, 51-zeiligen Seiten auf.¹⁷ Weiter vermehrte Ausgaben erfolgten 1924, 1926 und endlich, posthum, 1961/62.

Aus dem ersten Gedicht entwickelte sich so in etwa 40 Jahren ein Werk mit über 1500 Seiten. Durch Ausweitung und fortschreitende Präzisierung wurden die Sätze jedoch immer komplexer, wodurch vom Leser eine hohe Konzentration gefordert wird.

Die Apotheke im Kindheitsparadies

Aus „Phantasia“ nun ein Beispiel zur im Titel erwähnten Apotheke. Über seine Geburt berichtete Holz im frühesten Text wie folgt:

„An einem ersten, blauen Frühlingstag,
in einer Königlich preussischen, privilegierten Apotheke
zum Schwarzen Adler;
bin ich geboren.

Vom nahen Georgenturm,
über den alten Markt der kleinen, weltentlegenen Ordensritterstadt,
zwischen dessen buntlich rundholprigem Pflaster
noch Gras wuchs,
durch die geöffneten Fenster,
läuteten
die Sonntagsglocken.

Niemand ‚ahnte‘ was.

Zu Mittag
gab's Schweinebraten und geschmorte Pflaumen,
zum Kaffee schon war ich da.

Noch heut,
so oft sie's mir erzählt,
lacht
meine Mutter!“¹⁸

In der endgültigen Fassung lautet der Anfang dieses Gedichts:

„An
einem ersten
vollen, strahlend lichten,
wunderbaren,
wunderblauen, wunderwarmen
Frühlingstag,
in
einer schmalfrontig, einer tieffluchtig, einer
geräumig,
glastürklingelig, klappplädengeschützt
trauten,
schon ‚anno domini‘, schon ‚anno dazumal‘, schon
unter
dem Großen Kurfürsten
erbauten,
behäbig, anheimelnd,
vierstöckig, vortreppenstufig, spitzgiebelig, doppeldachig,
alles hoch überragend
schmucken,
Regal an Regal, Schubfach auf Schubfach,
Standgefäß neben Standgefäß, Schächtelchen um
Schächtelchen,
Fläschchen um Fläschchen,
stets
sorgsamst reinlich, stets umsichtigst peinlich,
stets
unerbittlichst ordnungsgemäß,
wohlst

assortierten,
alle
Nase lang, plötzlich,
ganz
unerwartet, ganz unvorhergesehen, ganz unvermutet,
von
gestrengen, amtsmienig, scharfgläserig, würdevoll be-
brillten,
alle Kästen, alle Behälter, alle
Vorratsräume
argwöhnisch, neugierig, mißtrauisch
durchschnuppernden,
durchschnuffelnden, durchschnaufelnden, durch-
schnüffelnden,
durchstöbernden
Toppkeniekerkommissionen,
Stunden,
Stunden und Stunden
lang,
nutzlos,
erfolglos, ergebnislos,
völlig
unnötig, überflüssig
inspiziert, revidierten, um nicht zu sagen molestierten,
noch nicht neumodisch,
schablonischst scheußlich, schematischst
schauerlich,
gerieben fabrikbetriebsartig, gerissen handelsspekula-
tiv, durchtrieben
kaltkaufmännisch,
entgöttert,
entmärchenzaubert, entromantikt
amerikanisierten,
wie
von ‚Gott‘,
wie
von einem besonderen ‚Schicksal‘, wie von einer
höheren Art ‚Allmacht‘,
für mich, eigens
erkniebelierten, prädestinierten,
Königlich preußischen,
privilegierten
Apotheke
‚Zum
schwarzen Adler‘,
[...]
bin ich ... geboren.“¹⁹

Der Leser braucht heutzutage viel Geduld, um sich in einen solchen Text einzulesen, wird aber belohnt mit der Beschreibung einer „Königlich preußischen, privilegierten Apotheke“ und nimmt Teil am Ärger, den die häufigen Visitationen durch kleinliche „Töpfchengucker-

kommissionen“ verursachten. Mit der Scheidung seiner Eltern, also „bald nach 1875“ verlor Arno den Einblick in die Interna einer Apotheke. Er berichtet also wirklich von seinem „Kindheitsparadies“: unter diesem Namen ist die zitierte Endfassung des Geburtsgedichts in der Ausgabe des 'Phantasmus' von 1961 enthalten. Bereits 1924 jedoch hatte Arno Holz eine kürzere Fassung des Abschnittes „Kindheitsparadies“ als eigenständige Arbeit veröffentlicht²⁰; sie war mit einem Titelholzschnitt von Max Hertwig²¹ geschmückt (Abb. 4). Dargestellt ist die Georgenkirche von Rastenburg, deren Sonntagsglocken – wie im ersten Textbeispiel zu lesen – die Geburt von Arno einläuteten.

Aus der Apotheke berichtet Holz ferner vom Laboratorium und dem Provisor:

„[...] mit allerhand seltsamen, mit allerhand sonderbaren, mit allerhand merkwürdigen
Tiegeln, Kesseln, Kolben, Pfannen, Retorten,
Reagenzprüfgläschen und Destillierapparaten
gefüllten
Laboratorium
[...]
mit
Herrn Flint,
dem ungemein gelehrt
gescheiten, stets gefälligst dienstbereiten,
jungen,
goldbebrillt klugäugigen, putzigst zwieselkinnbärtigen
Provisor [...]“²²,

vom Zauber des Kräuterbodens:

„Ich liege
auf dem alten Kräuterboden,
zwischen den großen, dicken, korbbe-
flochtenen,
grünhalsigen,
den Himmel, das Licht und die Wolken
spiegelnden
Schwefelsäureballons,
wo die blanken Brummer summen, wo es
voll grauer Spinnweben hängt,

wo auf dünnen, dünnen Sparren
die vielen krummen, rostrot lebkuchen-
braunen Dachpfannen
fast braten,
wo man ganz und gar
schwitzt,
und wo es immer so hübsch
nach vertrockneten Kamillen, Rhabarber,
Fencheltee,
Moschus und China riecht,
lutsche,
tutsche, nutsche
an einer mir von Herrn Flint geschenkten,
süßen,
goldgelb wie eine Pfpfropfenzieherspitze ge-
drehten,
langen,
anderthalb Stunden reichenden
Stange Gerstenzucker
und
simmiliere.“²³

und – unter dem Titel „Kranksein“ – davon, wie man als Kind mit den Abgabebehältnissen spielen kann:

„[...]
aus
bunten Schiebpappkästchen,
niedlichen Pillenschächtelchen und richti-
gen Medizinflaschen
baue
ich mir eine Festung für meine Bleisol-
daten.“²⁴

Die Apotheke und das ganze Haus erscheinen im „Kindheitsparadies“ als ein romantisches, verzaubert-verhext-verwünschtes Märchenreich, das eingebettet ist in eine kleine Stadt und ihre ländliche Umgebung. Die Apotheke selbst ist – abgesehen von Provisor Flint – menschenleer; der Vater, Hilfskräfte oder auch Kunden werden nicht erwähnt. Im Haus und in der Stadt werden viele Personen genannt und teilweise auch geschildert: die Großmutter im Lehnstuhl und Tante Julchen am Klavier, ferner Pfarrer, Hebamme, Buchbinder, Konditor, Schornsteinfeger, Müller, Kupferschmied, dazu weitere Handwerker sowie, im Taufzug, „fast das ganze Patriarchat!“. Die Beschreibung des Apotheken-



Abb. 4: Titelholzschnitt von Max Hertwig zu Arno Holz: Kindheitsparadies.

gebäudes, der reich gefüllten Räucherkerkammer und der vielen Kamine im vierstöckigen Haus, durch deren höchsten man manchmal sogar am Tag die Sterne am Himmel sehen konnte, ist beeindruckend.²⁵

Leider haben das Apothekengebäude aus dem 18. Jahrhundert und die klassizistische Einrichtung der Offizin aus der Zeit um 1830 – zusammen mit dem ganzen Stadtkern von Rastenburg – den letzten Weltkrieg nicht überlebt.²⁶

Wie sehr im kinderreichen Haushalt der Eltern gespart werden musste, ersehen wir aus einem Einfall des Fünfjährigen:

„[...]
Wenn ich Kinder kriegte,
wollte ich sie alle ... anstreichen lassen.

Das kostet nicht soviel,
und sie zerrissen sich nicht die Hosen.“²⁷

Wie oft hat Arno wohl, um auf solch eine Idee zu kommen, die Ermahnung hören müssen, doch auf seine Kleidung mehr zu achten?

„Kindheitsparadies“ ist wegen seiner zarten Poesie auch für Nicht-Pharmazeuten lesenswert, sofern man sich für Kindheitserinnerun-

gen interessiert. Leider ist im Buchhandel heute keine Ausgabe mehr erhältlich. Von Arno Holz gibt es derzeit einige Reclam-Heftchen; von seiner Lyrik ein Faksimile der ersten beiden Hefte des Phantassus (von 1898 bzw. 1899). Leider nicht mehr lieferbar ist eine vor wenigen Jahren erschienene Neuauflage²⁸ seiner sehr vergnüglichen, in barockem Stil verfassten Gedichte, mit denen er bewies, dass er Reim- und Vers-Schemata nicht aus Unvermögen ablehnte. Aus: „Des berühmten Schaffers Dafnis [...] Freß, Sauff- und Venuslieder[n]“, noch eine Probe zum Beschluss²⁹:

Er klagt/

daß der Frühling so forsch blüht.

Ode Trochaica.

Kleine Blumen wie auf Glas
seh ich gar zu gerne/
durch das tunkel-grüne Gras
tuffen sie wie Sterne.

Gelb und rosa/roht und blau/
schön sind auch die weißen;
Trittmadam und Himmelstau/
wie sie alle heißen.

Kom und gib mir mitten-drin
Kußgens ohnbemessen.
Morgen sind sie lengst dahin
und wir selbst – vergessen!

Anmerkungen und Literatur

- 1 Alfred Döblin: Verschollene und Vergessene. Arno Holz. Die Revolution der Lyrik. Eine Einführung in sein Werk und eine Auswahl. Wiesbaden 1951. S. 20.
- 2 Helmut Scheuer: Arno Holz im literarischen Leben des ausgehenden 19. Jahrhunderts (1883-1896). Eine biographische Studie. München 1971. S. 140 und 156.
- 3 Zitiert nach Klaus M. Rarisch: Arno Holz und Berlin. In: TEXT + KRITIK, Heft 121, Arno Holz, Januar 1994. München. S. 5.
- 4 Thomas Theodor Heine (1867-1948), Mitbegründer der Zeitschrift „Simplissimus“ und einer ihrer bedeutendsten Karikaturisten. – Die Abb. 2 stammt aus Bd. 34, S. 441 vom 18.11.1929.
- 5 Josef Nadler: Arno Holz. In: Deutsches Biographisches Jahrbuch, Bd. XI, das Jahr 1929. Stuttgart, Berlin 1932. S. 132-140.
- 6 Scheuer [wie Anm. 2], 17.
- 7 Brockhaus PC-Bibliothek 2.0 PPC. Bibliographisches Institut & F. A. Brockhaus AG, 1999.
- 8 Fritz Martini: Nachwort. In: Arno Holz und Johannes Schlaf: Papa Hamlet. Ein Tod. Stuttgart 1963. S. 103-117.
- 9 Arno Holz: Werke. Hg. v. Wilhelm Emrich und Anita Holz. 7 Bände. Neuwied a. Rh., Berlin-Spandau, 1961-1964. Bd. I-III: Phantassus; in Bd. I der Teil „Kindheitsparadies“; Bd. V: Das Buch der Zeit. Dafnis. Kunsttheoretische Schriften (= KS). – Das Zitat stammt aus Bd. V, KS, S. 80.
- 10 Holz [wie Anm. 9], Bd. V, KS, 69.
- 11 Holz [wie Anm. 9], Bd. V, KS, 72.
- 12 Holz [wie Anm. 9], Bd. V, KS, 122.
- 13 Holz [wie Anm. 9], Bd. V, KS, 123.
- 14 Döblin [wie Anm. 1], 22.
- 15 Z. B. in „Pan“, „Jugend“, „Moderner Musen-Almanach auf das Jahr 1893“, „Zukunft“, „Ver sacrum“. Nach: Gerhard Schulz: Konkordanz der Phantassus-Gedichte. In: Arno Holz: Phantassus. Verkleinerter Faksimiledruck der Erstfassung. Stuttgart 1984. S. 117-127.
- 16 Holz [wie Anm. 9], Bd. V, KS, 123.
- 17 Arno Holz: Phantassus. Leipzig 1916.
- 18 Holz [wie Anm. 17], 23.
- 19 Holz [wie Anm. 9], Bd. I, 182f.
- 20 Arno Holz: Kindheitsparadies. Berlin 1924.
- 21 Max Hertwig, geb. 11.3.1881 in Bunzlau, studierte 1902/06 an der Düsseldorfer Kunstgewerbeschule bei Peter Behrens; er war ansässig in Berlin. Nach: Hans Vollmer: Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler des XX. Jahrhunderts. 2. Bd. Leipzig 1955.
- 22 Holz [wie Anm. 9], Bd. I, 188f.
- 23 Holz [wie Anm. 20], 29f.
- 24 Holz [wie Anm. 9], Bd. I, 228.
- 25 Holz [wie Anm. 20], 27.
- 26 Dehio/Gall: Deutschordensland Preußen. Bearb. von Ernst Gall. München, Berlin 1952. S. 298. Sowie: Dehio-Handbuch der Kunstdenkmäler. West- und Ostpreußen. Bearb. v. Michael Antoni. München, Berlin 1993. S. 516.
- 27 Holz [wie Anm. 20], 23.
- 28 Haffmans Verlag AG, Zürich 2001.
- 29 Holz [wie Anm. 9], Bd. V, Dafnis, 67.

Anschrift des Verfassers:
Dr. Hansjörg Hahn
Frankfurter Str. 46
65719 Hofheim am Taunus

„Man verordne nur eine Kohle bekannter zuverlässiger Herstellung, wie die Carbo Merck!“ 80 Jahre Kohle-Compretten – Perfektionierung einer traditionsreichen Therapie

→ Von Sabine Bernschneider-Reif und Christiane Staiger, Darmstadt ←

Gepulverte Pflanzen- und Tierkohle diente von altersher zu Heilzwecken. Die Kohle zählt ebenso wie zum Beispiel der Ton (Bolus alba) zu den Adsorbentien. Diese besitzen infolge ihrer feinen Verteilung und großen Oberfläche in hohem Grad die Fähigkeit, andere Stoffe so zu binden, dass diese im Körper nicht mehr oder weniger stark wirksam werden¹. Noch heute dient medizinische Kohle als Mittel der ersten Wahl bei Vergiftungen und ist in der Therapie des Durchfalls etabliert.

Carbo Ligni

Carl Wilhelm Scheele (1742-1786)² entdeckte 1773 das Wirkprinzip der Adsorption, als er Holzkohle verschiedenen Gasen aussetzte³. 1785 erinnerte der Apotheker und Chemiker Johann Tobias Lowitz (1757-1804) an die bereits im 15. Jahrhundert dokumentierte Beobachtung, dass Holzkohle, Carbo Ligni, die Fähigkeit hat, gefärbte Lösungen zu entfärben⁴. Carbo Ligni [Wood charcoal, Charbon de bois (végétal), Carbo vegetabilis] wurde durch Verkohlung besonders von Fichten- und Buchenholz in Retorten gewonnen; auch Carbo Tiliae (Lindenholzkohle) oder Carbo Populi (Pappelholzkohle) waren gebräuchlich. Für pharmazeutische Zwecke wurde besonders gegläht und gepulvert: „Jetzt gelingen mir fast alle Versuche mit den Kohlen, die Lowitz beschrieben hat; allein ich bediene mich nur der frisch geglähten noch warm pulverisirten, und darinn liegt der Unterschied, daß meine ältern

Kohlenversuche nicht nach Wunsch ausfielen“⁵, vermerkte Johann Bartholomäus Trommsdorff (1770-1837) in einem Brief an Johann Friedrich August Götting (1753-1809). Die Bemühungen um eine Interpretation der Adsorpti-

onseigenschaft der Kohle spiegeln indessen die Auseinandersetzungen um die neue antiphlogistische Chemie in der Fachwelt, an der sich unter anderem auch Martin Heinrich Klaproth (1743-1817) oder Sigismund Friedrich Hermbstaedt (1760-1833) beteiligten, wider.

Carbo Animalis

Aufgrund der 1811 von Figurier aufgestellten Hypothese, dass tierische Kohle ein besseres Entfärbungsvermögen für Zuckerlösungen habe⁶, wurde an Stelle der Holzkohle nunmehr allgemein Carbo animalis verwendet. Carbo animalis [Tierkohle, Animal Charcoal, Charbon animal] oder auch Carbo carnis purus und Carbo os-sium [Knochenkohle, Bone Black, Charbon d'os] sowie Carbo sanguinis [Blutkohle] entstehen durch Verkohlen tierischer Stoffe (Fleisch, Knochen, Blut). Die Behandlung von Arsen-, Sublimat⁷, Aconitin-, Belladonna- und Phosphorvergiftungen war zwischen 1813 bis in die 1840er Jahre⁸ Gegenstand vieler Untersuchungen. Im zweiten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts bestätigte sich die her-



Abb. 1: Packung aus den 30er Jahren. Merck-Archiv.

ausragende Wirkung der Kohle auch gegen Diphtheritoxin, Dysenterie- und Tetanustoxin⁹, daneben wurden Intoxikationen mit Schweinfurter Grün und Opiumtinktur erfolgreich behandelt¹⁰. Bei Pilz-, Fleisch- und Konservenvergiftungen, selbst bei einer Botulismusintoxikation sei die Gabe „sehr aussichtsvoll“. Außerdem nutzte man die entgiftende Wirkung therapeutisch bei einer Vielzahl innerer Krankheiten¹¹. Ab 1850 wendete man Kohle als Streupulver auf Wunden an¹². Es gelang, eiternde Wunden zu reinigen, die Gewebezzerstörung aufzuhalten und die Granulation der Wundflächen zu verbessern. 90 Jahre später heißt es in einem Bericht über „Tierkohlengranulat Merck bei der Wundbehandlung im Krieg und im Frieden“: „Die hochaktive Kohle besitzt eine Adsorptionsantiseptik mit Bindung von Bakterien, Bakteriengiften und Gewebezzerfallgiften. In diesem Zusammenhang wird daran erinnert, dass die in Kohlenbergwerken zugezogenen Verletzungen [...] die beste Gewähr für glatte Heilung bieten. [...] Die aktive Kohle wirkt als Sauerstoffüberträger auf die Wundoberfläche und bietet [...] eine hohe Gewähr gegen die Wucherung der Anaerobier (Gasbrand!)“¹³. Auch bei der Trinkwasseraufbereitung wurde Kohle gezielt eingesetzt. Man gewann die wichtige Erkenntnis, dass „eine zuverlässige Kohle die im Wasser enthaltenen Mikroorganismen zu adsorbieren im Stande ist – wirksam auch bei Cholera und Typhusbazillen“.

Ungewöhnliche Therapien

Auch heute fragwürdige Anwendungen wurden erprobt. So wurde 1919 mit Incarbon ein Präparat für die intravenöse Adsorptionsbehandlung auf den Markt gebracht: Eine „Aufschwemmung hochwertiger Merck'scher Tierblutkohle“, die äußerst feinverteilt in einer keimfreien Flüssigkeit in zuge-



Abb. 2: Produktbeschreibung 1949. Merck-Archiv.

schmolzenen Glasröhrchen in den Handel kam, wurde in der Veterinärmedizin gebraucht¹⁴; es liegen aber auch Berichte über Versuche am Menschen vor. Für die intravenöse Therapie der Tuberkulose bot Merck 1929 Carbion an¹⁵, eine nach besonderem Verfahren bereitete Aufschwemmung von feinstverteilter, hochaktiver Kohle mit Chlorcalciumzusatz: „Das Prinzip der Kohlebehandlung mit Carbion ist das gleiche wie bei der Metallsalztherapie: Sie bezweckt eine Steigerung der natürlichen Abwehrleistungen [...] und ruft eine ganz auffallende leistungsstei-

gernde Wirkung [...] entzündungswidrige[r] Funktionen hervor. Die Immun- und Antikörperbildung wird durch das Präparat wesentlich angeregt“¹⁶. Auch bei übermäßigem Genuß von Alkohol wurde Kohle empfohlen: „Wer aus diesen oder jenen Gründen größere Mengen Alkohols zu sich nehmen muß, sollte [...] niemals versäumen, gleichzeitig etwas Kohle zu nehmen, damit er am nächsten Tag frisch und arbeitsfähig ist“¹⁷. Zeitweise setzte man Kohle innerlich auch gegen Krebs der Gebärmutter, der Brüste und der Lippen, äußerlich bei infektiö-

sen Erkrankungen der Augen (Blenorrhö) und der Geschlechtsorgane ein. Bei der Behandlung der Gelenktuberkulose empfahl man, anstelle des Jodoforms sterilisierte Knochenkohle, und zwar in Form von Pulvern, Kohlegaze oder 10%iger Kohleglycerinemulsion zu verwenden¹⁸.

Wirkung durch Qualität

Als weiteren besonderen Vorteil der Kohle-Therapie sah man an, dass die Substanz vollständig unlöslich und indifferent sowie ferner leicht dosierbar ist und auch von sehr hohen Gaben keine schädlichen Folgen zu befürchten sind: „Die Wirkung der Kohle ist eine rein physikalische. Sie wird umso sicherer und ausgeprägter sein, je größer die Kohlemenge ist, die in der Zeiteinheit zur Wirkung kommt. Die bisher angewandten Einzelgaben betrugen 1, 5, 10, 20 und mehr Gramm“¹⁹. Die Qualität der Kohle war schon früh ein zentraler Punkt der Diskussionen in der Fachwelt, besonders das Adsorptionsvermögen und die Reinheit. 1915 bot Merck zum ersten Mal eine „Carbo animalis Merck für medizinische Zwecke“ an, die chemisch und biologisch sorgfältigst geprüft wurde. Bezüglich Reinheit und Adsorptionskraft entsprach sie über die definierte Entfärbung einer Methylenblaulösung (Methylenblaulorhydrat Merck) allen damals in Betracht kommenden Anforderungen für Tierblutkohle²⁰. „Man verordne daher nur eine Tierkohle bekannter zuverlässiger Herstellung, wie die Carbo animalis Merck!“²¹ Die Aufnahme medizinischer Kohle in die Arzneibücher wurde vorangetrieben, jedoch vergingen bis zur Aufnahme einer Monographie wie üblich noch etliche Jahre. Die analytischen Methoden wurden weiterentwickelt²², Mercksche Kohle diente bei der Entwicklung der Monographien und Prüfvorschriften zur objektiven Wertbestimmung als Standard²³.

Die Bestimmung des Sublimatters (HgCl_2 -Lösung) wurde als genaues, für die Praxis geeignetes und der kolorimetrischen Methode (Methylenblaulösung) überlegenes Verfahren zur Bestimmung der Adsorptionskraft beschrieben²⁴. Carbo medicinalis Merck ‚neu‘ erreichte dabei den höchsten Wert: „Die Firma Merck hat sich nicht damit begnügt, eine Carbo animalis von guter konstanter Qualität zu liefern, sondern ihr Produkt hat sich in den adsorbierenden Eigenschaften stets verbessert“²⁵. Noch war man jedoch der Meinung, Carbo animalis aus Tierblut sei der Pflanzen- und Knochenkohle überlegen.

Carbo medicinalis – Carbo vegetabilis

1918 bot eine Anzeige nun aber Carbo medicinalis Merck (animalis) und Carbo medicinalis Merck (vegetabilis) in Pulverform und als Compretten (MBK) an²⁶. Beide Kohleformen wurden nun als gleichwertig angesehen²⁷, sofern ihre Herstellung das Maß der Adsorption garantierte: „Da das geltende Arzneibuch keine Prüfung für Kohle vorschreibt, muß die Vertrauenswürdigkeit der herstellenden Fabrik die Hauptgewähr für die Beschaffenheit der Kohle bieten. [...] Planmäßige Auswahl der pflanzlichen Ausgangsstoffe und



Abb. 3: Produktbeschreibung [30er Jahre]. Merck-Archiv.

besondere Darstellungsverfahren [– vor allem muß die Kohle einer genügenden Reinigung unterzogen werden –]²⁸ führen zu einer [vegetabilischen] Kohle, die gleich hohe Anforderungen wie die beste Tierkohle bietet. Die frühere Ansicht von der unbedingten Überlegenheit der Tierkohle ist dadurch widerlegt. Der niedrigere Preis der Carbo medicinalis Merck (vegetabilis) ermöglichte die Anwendung auch in der Krankenkassenpraxis und erleichtert besonders den Massengebrauch [...] im Felde“²⁹. 1923 wird der Fachwelt und den Krankenkassen empfohlen, sich zu vergewissern, welche Sorten „die Gewähr bieten, das zu leisten, was die Ärzte und damit auch die Verbraucher von der Kohle im therapeutischen Sinne erwarten“³⁰.

Von Compretten „MBK“ zu Kohle-Compretten

1914 gründeten die Firmen Merck, Boehringer und Knoll das MBK-Unternehmen und führten unter den 1915 registrierten Marken ‚Compretten‘ und ‚Amphiolen‘ verschiedene Präparate gemeinsam ein. Seit 1916 stellte man auch Compretten aus medizinischer Kohle her – sogar in versilberter Form als ‚Compretten Carbo sanguinis argent. obduct.‘ für ‚empfindliche Patienten‘³¹. 1924 kamen Kohle-Compretten zum ersten Mal unter diesem Namen in den Handel³². Man stellte „keine Beeinträchtigung der Wirkung durch adsorptionsvermindernde Tablettenzusätze“ fest. Daneben wurden Kohle-Granulat und -Pulver zur einfacheren Einnahme besonders in der Pädiatrie, für leichtere gastrointestinale Beschwerden, bei Intoxikationen und schweren Darmerkrankungen weiterhin empfohlen.

„Generika-Streit“

Einige Apotheker vertrieben selbst hergestellte Kohle-Tabletten unter dem Namen ‚Compretten‘ oder

gaben statt rezeptierter Merck-Compretten qualitativ minderwertige „Generika“ ab. Merck wehrte sich mit Erfolg gegen diese Geschäftspraktiken: „Es ist nicht gleichgültig, ob sie Kohle für medizinische Zwecke ohne Angabe des Herstellers bestellen bzw. verordnen, denn nicht alle Kohle-Präparate [...] haben eine therapeutisch hinreichende Adsorptionskraft [...]. Eine hochwertige Kohle, die sogar die Forderung des Deutschen Arzneibuchs übertrifft, finden sie in der Carbo medicinalis Merck“³³.

Moderne Kohle-Präparate heute

Seit 1939 vertreibt Merck mit ‚Ultracarbon‘ ein weiteres sehr erfolgreiches Kohle-Produkt. 1996 wurde Ultracarbon Granulat zur Herstellung von 400ml oraler Suspension zugelassen. Medizinische Kohle steht an erster Stelle für die Behandlung akuter oraler Intoxikationen. Ihr Einsatz gilt bis heute als wirksamstes Mittel zur Verminderung der Resorption und zur primären Giftelimination³⁴. In den 1980er Jahren sind Kohle-Compretten und Kohle-Granulat Merck im Handel. Heute wird die in Merck-Präparaten verwendete medizinische Kohle ausschließlich aus Kokosnussschalen gewonnen und durch Pyrolyse aktiviert. Die Wirksamkeit und ausgezeichnete Verträglichkeit ist in modernen klinischen Studien belegt. Bei akuter unspezifischer Diarrhoe werden durchfallerregende Toxine durch Adsorption sicher aus dem Gastrointestinaltrakt entfernt und die Dauer der Durchfallerkrankung damit nahezu halbiert³⁵. Kohle-Compretten empfehlen sich daher neben der oralen Rehydratation zur Therapie akuter Durchfallerkrankungen, auch bei Schwangeren und Kindern. Auch zur Verhinderung der Resorption bei oralen Vergiftungen sind sie zugelassen. Nicht ohne Grund sind Kohle-Compretten von Merck daher seit 80

Jahren unentbehrlicher Bestandteil jeder Haus- und Reiseapotheke.

Anmerkungen und Literatur

- 1 N.N.: Produktbeschreibung Carbo animalis Merck [um 1916]. Merck-Archiv.
- 2 Vgl. Christoph Friedrich: Carl Wilhelm Scheele (1742-1786). Apotheker und Forscher – ein großer Sohn der Stadt Stralsund. Stralsund 1992 (Sundische Reihe, 7).
- 3 Wolf-Dieter Müller-Jahncke / Christoph Friedrich: Geschichte der Arzneimitteltherapie. Stuttgart 1996. S. 209.
- 4 Vgl. Oskar Kausch: Die aktive Kohle, ihre Herstellung und Verwendung. Halle/Saale 1928. (Monographien über chemisch-technische Fabrikationsmethoden, 42). S. 2.
- 5 Christoph Friedrich / Wolfgang Götz (Hrsgg.): Der Briefwechsel von Johann Bartholomäus Trommsdorff (1770-1837). 4. Lieferung (Acta Historica Leopoldina Nr. 18). Halle 1999. S. 93.
- 6 Leslie B. Hunt: The Figuiers of Montpellier. In: Ambix 26 (1979), 221-223.
- 7 [?] Hort: Kohle gegen Sublimat-Vergiftungen. In: Schmidts Jahrbücher Bd. 4 (1834).
- 8 A. B. Garrod: On purified animal charcoal as an antidote to all vegetable and some mineral poisons. In: Trans. Med. Soc. London 1 (1846), 195.
- 9 E. Merck's Medizinische Spezialpräparate. Handbuch für Ihre Verordnungs- und Anwendung. Darmstadt [1916]. S. 37-47.
- 10 Vgl. David O. Cooney: Activated Charcoal in Medical Applications. New York 1995. S. 9-17.
- 11 Oskar Adler: Die Behandlung innerer Krankheiten mit Tierkohle. In: Wiener Klinische Wochenschrift 25 (1912), 788-794.
- 12 [?] Neumann: Kohle als Streupulver auf Wunden. In: Schmidts Jahrbuch 1850.
- 13 V. Orator: Die Anwendung von Tierkohlegranulat Merck bei der Wundbehandlung im Krieg und im Frieden. In: Zentralblatt für Chirurgie 20 (1941), 898.
- 14 N.N.: Produktbeschreibung Incarbon 1919. Merck-Archiv.
- 15 N.N.: Carbion Merck. Für die Therapie der Lungentuberkulose nach Th. Wedeking. Darmstadt: E. Merck [1930]. Merck-Archiv.
- 16 N.N.: Produktbeschreibung Carbion „Merck“ 1929. Merck-Archiv.
- 17 N.N.: Schrift [für Patienten]: Kohle auch Arzneimittel? [1930]. Merck-Archiv.
- 18 G. Frerichs / G. Arends / H. Zörnig

- (Hrsgg.): Hagers Handbuch der Pharmazeutischen Praxis für Apotheker, Arzneimittelhersteller, Drogisten, Ärzte und Medizinalbeamte. 2. berichtigter Neudruck, unveränderter Nachdruck 1949. Berlin, Göttingen, Heidelberg 1949. S. 813-820.
¹⁹ [Wie Anm. 1].
²⁰ Vgl. N.N.: Produktbeschreibung Carbo animalis Merck [1915]. Merck-Archiv.
²¹ N.N.: Anzeige Münchener Medizinische Wochenschrift 2. November 1915.
²² Georg Joachimoglu: Über das Adsorptionsvermögen der Tierkohle und seine Bestimmung. In: Biochemische Zeitung 77 (1916), 1-13.
²³ Franz König: Beitrag zu Begriffsbestimmung und Prüfung von Carbo medicinalis. In: Pharmazeutische Zentralhalle 64 (1923), 205-210.
²⁴ Mitteilungen aus dem Kontroll-Laboratorium der Chemischen Fabrik E. Merck: Über die Bestimmung des Adsorptionsvermögens von Carbo medicinalis. In: Pharmazeutische Zeitung 44 (1924), 523-524.
²⁵ Franz König: Bestimmung des Adsorptionswertes verschiedener Kohlepulver. In: Pharmazeutische Zentralhalle 66 (1925), 645-648.
²⁶ N.N.: Anzeige Pharmazeutische Zeitung 77 (20. September 1917), S. VI und N.N.: Anzeige Münchener Medizinische Wochenschrift 6. November 1917, S. 3.
²⁷ [Wie Anm. 18]: „Carbo vegetabilis medicinalis MERCK, medizinische Pflanzenkohle, ist Pflanzenkohle mit den Eigenschaften der Tierkohle, die nach besonderem Verfahren hergestellt wird. Diese Pflanzenkohle hat die gleiche Adsorptionswirkung wie die medizinische Tierkohle. 0,1g der Kohle müssen mindestens 20 ccm Methylenblauhydrochloridlösung (0,15:100) entfärben.“
²⁸ N.N.: Produktbeschreibung Kohle-Präparate Merck für die Adsorptionstherapie, 1939. Merck-Archiv.
²⁹ N.N.: Anzeige Präparate zur Adsorptionsbehandlung [1918]. Merck-Archiv.
³⁰ [Wie Anm. 23].
³¹ [Wie Anm. 1].
³² N.N.: Anzeige Deutsche Medizinische Wochenschrift 28 (1924), 2.
³³ N.N.: Anzeige [1930]. Merck-Archiv.
³⁴ M[arc] A. von Mach / L[udwig] S. Weilemann: Aktuelle Therapie von Intoxikationen. In: Deutsche Medizinische Wochenschrift 128 (2003), 1779-1781.
³⁵ Martin Dorn: Kontrollierte klinische Prüfung eines Antidiarrhoikums. In: MMW Fortschritte der Medizin Originalien 146 (Nr. II) (2004), 57-60.

Anschrift der Verfasserinnen:
 Dr. Sabine Bernschneider-Reif
 Corporate History
 Merck KGaA
 Frankfurter Str. 250
 64293 Darmstadt
 history@merck.de

Dr. Christiane Staiger
 Merck Selbstmedikation GmbH
 Rößlerstr. 96
 64293 Darmstadt

Deutsches Apotheken-Museum Im Heidelberger Schloss

Schlosshof 1 · 69117 Heidelberg
 Tel.: 0 62 21 / 2 58 80 · Fax: 0 62 21 / 18 17 62

Offnungszeiten: Tägl. 10.00–17.30 Uhr. Letzter Einlass um 17.10 Uhr.

Eintrittspreis: Regulär: € 2,50. Ermäßigt: € 1,20 (Schwerbehinderte, Schüler, Studenten, Azubis)
 Der Eintritt berechtigt zum Besuch des Deutschen Apotheken-Museums, des Schloßinnenhofes und des Großen Fasses

Führungen: Nach telefonischer Voranmeldung.
 Die maximale Gruppengröße beträgt 35 Personen. Gerne bieten wir für größere Gruppen zwei zeitgleiche Führungen an!

Geschichte der Pharmazie

DAZ Beilage

Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie e.V.
 „Geschichte der Pharmazie“ bis 1989 „Beiträge zur Geschichte der Pharmazie“, erscheint vierteljährlich als regelmäßige Beilage der „Deutschen Apotheker Zeitung“.

Verantwortlich für den Inhalt:
 Prof. Dr. W.-D. Müller-Jahncke, Hermann-Schelenz-Institut für Pharmazie- und Kulturgeschichte in Heidelberg e.V., Friedrichstraße 3, 69117 Heidelberg, unter Mitarbeit

von Prof. Dr. Christoph Friedrich, Marburg, und Dr. Frank Leimkugel, Mülheim.
 Redaktionelle Bearbeitung: Dr. Angela Reinthal, Heidelberg.

Redaktionsbeirat: Dr. K. H. Bartels, Lohr; Prof. Dr. P. Dilg, Marburg; Dr. J. Hermann, Duivendrecht, Niederlande; Dr. L. Leibrock-Plehn, Brackenheim; Dr. K. Meyer, Münster; Dr. U. Meyer, Berlin.

Bei Einzelbezug jährlich 11,- € (zzgl. Porto). Einzelheft 6,- € (zzgl. Porto) (einschließlich der gesetzlichen Umsatzsteuer). Jede Verwertung der „Geschichte der Phar-

mazie“ außerhalb der Grenzen des Urheberrechts-Gesetzes ist unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Übersetzung, Nachdruck, Mikroverfilmung oder vergleichbare Verfahren sowie für die Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen.

© 2004 Deutscher Apotheker Verlag, Stuttgart.
 Printed in Germany. ISSN 0939-334X.

Eine Prise akademischen Humors bei Alexander Tschirch

→ Von Gottfried Schramm, Zürich ←

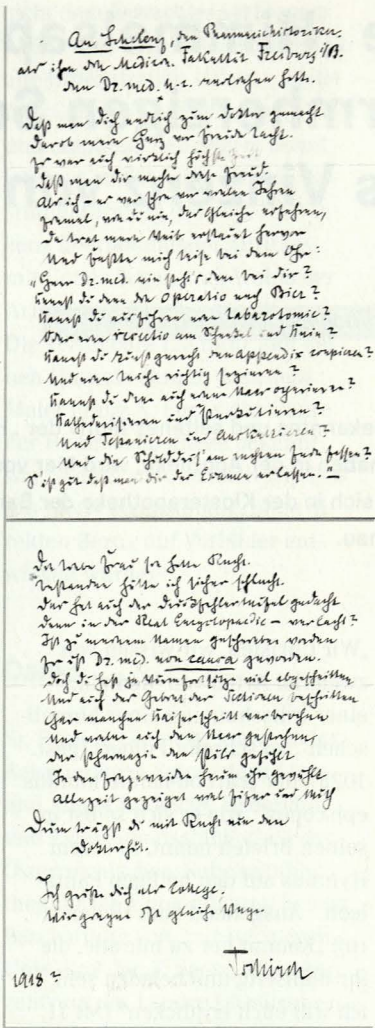
Autographen sind authentische Zeugnisse und mithin Dokumente historischer Quellenforschung. Vorliegendes handschriftliches „Blatt“ (16 x 21,5 cm), ohne Datum, des aus Guben/Niederschlesien stammenden, später an der Universität Bern wirkenden weltbekannten und berühmten Hochschullehrers der Pharmakognosie, der pharmazeutischen und gerichtlichen Chemie, Alexander Tschirch (1856-1939) vermag dies zu beweisen.

Die humorvollen, heiteren, die Unzulänglichkeiten des Lebens belächelnden Wesenszüge seiner Persönlichkeit offenbaren nachfolgende Zeilen, die Tschirch aus Anlass der Verleihung des Dr. med. h. c. an Schelenz diesem zusandte:

„An Schelenz, den Pharmaziehistoriker als ihm die Medicin. Fakultät Freiburg i/Br. den Dr. med. h. c. verliehen hatte.

Dass man Dich endlich zum Doktor gemacht
Darob mein Herz vor Freude lacht.
Es war auch wirklich höchste Zeit
Dass man Dir machte diese Freud.
Als ich – es war schon vor vielen Jahren
Einmal, wie Du nun, das Gleiche erfahren,
Da trat mein Weib erstaunt hervor
Und fasste mich leise bei dem Ohr:
,Herr Dr. med. wie steht's denn bei Dir?
Kennst Du denn die operatio nach Bier?
Kannst Du ausführen eine Labaratomie?
Oder eine resectio am Schenkel und Knie?
Kannst Du kunstgerecht den appendix coupieren?
Und eine Leiche richtig sezieren?

Kannst Du denn auch einen Staar operieren?
Kathederisieren und Perkutieren?
Und Trepanieren und Auskultieren?
Und die Schilddrüs' am rechten Ende fassen?
S' ist gut dass man Dir das Examen erlassen.' –
Die liebe Frau, sie hatte Recht.
Bestanden hätte ich sicher schlecht.
Das hat auch der Druckfehlerteufel gedacht
Denn in der Real Encyclopaedie – verlacht?
Ist zu meinem Namen geschrieben worden:
Er ist Dr. med. non causa geworden.
Doch Du hast Wurmfortsätze viel abgeschnitten
Und auch das Gebiet der Sectionen beschriften
Gar manchen Kaiserschnitt verbrochen
Und vielen auch den Staar gestochen
Der Pharmazie den Puls gefühlt
In den Eingeweiden herum ihr gewühlt
Allezeit gezeigt viel Eifer und Muth
Drum trägst Du mit Recht nun den Doktorhut.
Ich grüsse Dich als College;
Wir gingen oft gleiche Wege.
Tschirch"



Bibliographie:

- [1] Glenn Sonnedecker: Kremers and Urdang's History of Pharmacy, Philadelphia/Toronto 1976. S. 484.
- [2] Wolfgang-Hagen Hein/Holm-Dietmar Schwarz (Hrsg.): Deutsche Apotheker-Biographie, Bd. II, Stuttgart 1978. S. 577.
- [3] Gottfried Schramm: Pharm. Ztg. 125 (1980), 408-413.
- [4] Till Fuxius: Hermann Schelenz. Ein Pionier der Pharmaziegeschichte. Stuttgart 2002 (Heidelberger Schriften zur Pharmazie- und Naturwissenschaftsgeschichte, 19).

Anschrift des Verfassers:
PD Dr. Dr. Gottfried Schramm,
Am Brunnenbächli 12,
CH-8125 Zollikoberg,
Schweiz.

Die „Himmelsapotheke“ der Barmherzigen Schwestern des Vinzenz von Paul

→ Von Thomas Langebner, Linz ←

Ein unbekanntes und seltenes Motiv der „Himmelsapotheke“, Maria mit dem Jesusknaben in der Apotheke, wird hier vorgestellt. Das Gemälde von 1927 befand sich in der Klosterapotheke der Barmherzigen Schwestern in Linz an der Donau.

„Wir Christen, wir wissen von zweierlei Arten von Medizin, einer irdischen und einer himmlischen“, so schreibt Fulbert (gest. 1028), der „carnotensium humilis episcopus“, wie er sich selbst in seinen Briefen nennt, in einem Hymnus auf den heiligen Pantaleon.¹ Ausgehend vom Heilandsruf: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken“ (Mt 11, 28), hat das Motiv der Himmelsapotheke – im Bildnis bisweilen auch verschwistert mit der weltlichen Apotheke – insbesondere im deutschen Sprachraum eine lange Tradition.²

Andere religiöse Motive mit Apothekenbezug sind Darstellungen der Hl. Cosmas und Damian und, weitaus seltener anzutreffen, Bilder der Hl. Maria in einer Apotheke.³ Eine ungewöhnliche, in der Literatur bislang nicht beschriebene Variante dieses christlichen Sinnbildes stellt die „Himmelsapotheke“ der Barmherzigen Schwestern des Vinzenz von Paul dar. Das Bildnis wurde 1927 von dem Kirchenmaler Franz Xaver Fuchs für die einige Jahre vorher neu gestaltete Klosterapotheke der Barmherzigen Schwestern in Linz an der Donau geschaffen.

Das Bild

Das Bild, Öl auf Leinwand, auf einem Holzbrett kaschiert, ist von ovaler Form, 44 x 34 cm im Durchmesser. Der etwa 5 cm breite Rahmen ist auf hellbraune Holzmaserung lackiert. Die Darstellung zeigt Maria mit dem vielleicht vierjährigen Jesusknaben in einer Apotheke, die Madonna hinter der Tara, Jesus auf derselben stehend. Der Knabe, von der Mutter an den Hüften sicher gehalten, hat die rechte Hand segnend erhoben. Im Hintergrund befindet sich ein Regal mit Apothekenstandgefäßen, deren Aufschriften allerdings nicht lesbar sind.

Vor der Tara steht, mit dem Rücken zum Betrachter eine Barmherzige Schwester in der ursprünglichen Ordenstracht, wie sie bis 1954 in Gebrauch war. Sie bietet einen Strauss von Heilpflanzen dar, der getreulich nach der Natur gemalt ist: Digitalis, Aconitum, Hyoscyamus, Belladonna, Primula, Chomilla, Datura sowie Papaver im fruchtenden Aspekt. Die Signatur des Malers mit Jahreszahl findet sich an der Stirnseite der Tara in der rechten unteren Ecke. Das Bild beeindruckt durch die Leuchtkraft und die Frische seiner Farben.

Der Orden

Der Orden der Barmherzigen Schwestern wurde 1634 in Paris vom Hl. Vinzenz von Paul zusammen mit der Hl. Luise von Marillac gegründet. Seine Aufgabe war und ist die Obsorge für die Armen und die Pflege der Kranken. 1831 wurden die Barmherzigen Schwestern aus Zams in Tirol kommend vom Kaiserhaus nach Wien berufen, um bei den damals grassierenden Choleraepidemien den Erkrankten beizustehen. Von Wien ausgehend erfolgte 1840 die Gründung des Linzer Konvents. Das Krankenhaus in Linz entwickelte sich aus bescheidensten Verhältnissen mit ursprünglich 12 Betten zu einem 710-Betten-Haus mit onkologischem Schwerpunkt. Die Apotheke des Krankenhauses hat sich in ihrer mehr als 150-jährigen Geschichte von der kleinen klösterlichen Hausapotheke zur modernen Krankenhausapotheke gewandelt.⁴

Der Maler

Der Maler Franz Xaver Fuchs (1868-1944) stammt aus einer alten Nordtiroler Gastwirts- und Bürgerfamilie. Unter seinen Verfahren finden sich einige künstlerische Talente, und die Kirchenmalerei war schon als Kind sein Berufswunsch, wie er in seinen autobiographischen Notizen schreibt: „... da sah ich mich schon als Kirchenmaler, die Unterseite eines Tisches erschien mir als Kirchengewölbe, und ich phantasierte mit Kreide meine Entwürfe hinauf.“⁵

Fuchs studierte zunächst in München in der privaten Kunstschule des S. Hollósy, dann bei L. v. Löffitz und P. Hoecker an der Akademie und hat zahlreiche Bilder im Stile des Impressionismus⁶ verfertigt. Bei einem längeren Studienaufenthalt in Italien beschloss er 1894, sich künftig ganz der religiösen

Malerei zu verschreiben. Eine fruchtbare Schaffensperiode wurde von Kriegsteilnahme und anschließender Gefangenschaft unterbrochen.

Über seine Tätigkeit bei den Barmherzigen Schwestern in Linz in den Jahren 1924-1927 schreibt Fuchs: „Meine größte Freude aber war der Auftrag, die Kirche der Barmherzigen Schwestern in Linz a. D. mit Gemälden auszuschnücken. Ich malte eine große und eine kleine Apside und die große Kuppel und leitete die dekorative Ausstattung des gesamten Gotteshauses. Durch den Edelsinn des hochwürdigen Direktors Dr. Grosam und der edlen Schwestern

war mir der Aufenthalt im Krankenhaus (fast vier Sommer und Herbst) wie eine zweite Heimat, wo ich nur Gutes und Edles erlebte.“⁷ Im Rahmen dieses Auftrages dürfte auch die „Himmelsapotheke“ entstanden sein.

Interpretation und Schluss

Das hier erstmals beschriebene Bild stellt eine Abwandlung des Motivs der Himmelsapotheke dar. Anstelle von Christus als Apotheker, oft mit den himmlischen Arzneien hantierend, steht hier der marianischen Ordenstradition entsprechend die Jungfrau mit dem Jesusknaben im Mittelpunkt. Eine Barmherzige Schwester, deren Ge-

sicht dem Betrachter verborgen bleibt – sie mag stellvertretend für alle Ordensfrauen stehen – bietet ihre Gaben, Arzneipflanzen, dar und empfängt den Segen. Somit ist das Gemälde eine schöne Versinnbildlichung des vom Hl. Vinzenz übernommenen Auftrags, mit Gottes Segen zum Wohle der Armen und Kranken zu dienen. Die verfügbare Literatur gibt keinen Hinweis darauf, dass dem Maler Franz X. Fuchs das Genre der Himmelsapotheke bekannt war, sodass anzunehmen ist, dass das Motiv eigenständig, ohne direkten Bezug auf Vorbilder entwickelt wurde.

Dank:

Sr. Paulina Chmiela, Konvent der Barmherzigen Schwestern Linz und Mag. Chr. Recht, Bildarchiv und Fideikommissbibliothek der Österreichischen Nationalbibliothek für die Unterstützung bei der Beschaffung von Archivmaterial. Univ. Prof. Dr. F. Speta, Biologiezentrum des Landes Oberösterreich für die botanische Diskussion. Prof. Dr. et Mag. pharm. O. Nowotny, Bibliothek der Österr. Apothekerkammer für Hinweise zur Motivgeschichte.

Anmerkungen:

- ¹ Vgl. Frederick Behrends: The letters and poems of Fulbert of Chartres. Oxford 1976; Yves Delaporte: Fulbert de Chartres et l'école chartreuse de chant liturgique au XI^e siècle. Chartres 1927 sowie Hans Schadewaldt: Arzt und Patient in antiker und frühchristlicher Sicht. In: Medizinische Klinik 59 (1964), 146-152.
- ² Vgl. Wolf-Hagen Hein: Christus als Apotheker. Frankfurt 1992, Fritz Krafft: Christus als Apotheker. Ursprung, Aussage und Geschichte eines christlichen Sinnbildes. Marburg 2001 (Schriften der Universitätsbibliothek Marburg, 104) sowie ders.: Christus ruft in die Himmelsapotheke. Die Verbildlichung des Heilandsrufs durch Christus als Apotheker. Stuttgart 2002.
- ³ Otto Nowotny: pers. Mitteilung mit Quellenbezug Wolf-Hagen Hein / Dirk



Abb. 1: F. X. Fuchs: Die Himmelsapotheke der Barmherzigen Schwestern (1927)

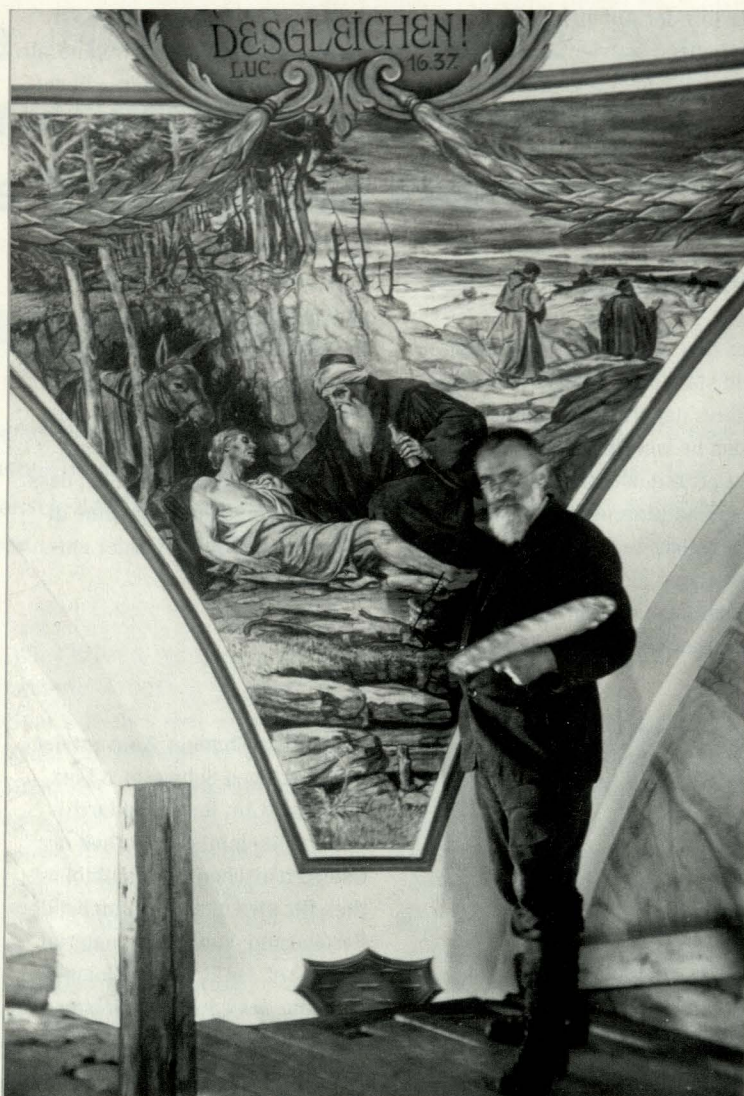


Abb. 2: Der Maler F. X. Fuchs in der Klosterkirche der Barmherzigen Schwestern in Linz/D.

Arnold Wittop König: Bildkatalog zur Geschichte der Pharmazie. I und II. Stuttgart 1969 und 1994, sowie ein selbst erstelltes Register pharmazeutischer Kalendermotive.

- ⁴ Thomas Langebner: Die Apotheke der Barmherzigen Schwestern in Linz. In: Österr. Apotheker Zeitung 57 (2003), 1100-1103.
- ⁵ Marie Grass-Cornet: Aus der Geschichte der Nordtiroler Bürgerkultur. Dargestellt an der sechshundertjährigen Geschichte der Familie Fuchs. Innsbruck. München 1970. S. 198.
- ⁶ Galerie St. Barbara, Hall/T.: Der Impressionismus des Franz Xaver Fuchs. Ausstellungskatalog. Hall 1971.
- ⁷ Grass-Cornet [wie Anm. 5], 210 sowie N. N.: Die Ausmalung der Kapelle des Krankenhauses der Barmherzigen Schwestern in Linz. Christliche Kunstblätter, Hg. Diözesan-Kunstverein Linz 69 (1928), 15-17; Justus Schmidt: Die Linzer Kirchen. Wien 1964 (Österreichische Kunsttopographie, 36). S. 45-49 u. Max Narbeshuber: Die St. Josefs-Kapelle in Linz und ihr Maler. Linzer Volksblatt vom 12.12.1933.

Anschrift des Verfassers:
 Thomas Langebner
 Weinbergweg 10
 4713 Gallspach
 Österreich
 thomas.langebner@bhs.at

Internationaler Kongress für Pharmaziegeschichte Edinburgh 2005

Der 37. Internationale Kongress für Geschichte der Pharmazie findet vom 22. bis 25. Juni 2005 in Edinburgh/Schottland statt. Die Tagung steht unter dem Motto „People and Places“.

Das ermöglicht den Teilnehmern, Beiträge aus einem sehr breiten pharmaziehistorischen Spektrum zu präsentieren. Im Rahmen des Kongresses findet eine feierliche Sitzung der Internationalen Akademie für Geschichte der Pharmazie statt. Einige Veranstaltungen werden gemeinsam mit dem „Royal College of Surgeons of Edinburgh“ durchgeführt, das im nächsten Jahr sein 500. Bestehen feiert.

Für die Tage vor dem wissenschaftlichen Programm wird eine Reihe von Ausflügen zur Erkundung Schottlands angeboten.

In Edinburgh stehen Unterkünfte aller Preiskategorien zur Verfügung; bei Anmeldungen bis zum 31. Januar 2005 gilt ein günstiger Frühbucherpreis, Vorträge müssen bis zum 31. März 2005 angemeldet werden. Das vollständige Programm und alle Anmeldeformulare sind über das Internet erhältlich (www.bshp.org/congress); gedruckte Programme können über E-mail (ichp05@indexcommunications.com) oder über das IGGP-Sekretariat bestellt werden.

→ Wir erinnern ←

150 Jahre Pharmakognosie an der Universität Marburg. 1854-2004

→ Von Barbara Rumpf-Lehmann, Marburg/Lahn ←

Im „Alten Botanischen Garten“ (1810-1977) der Universität Marburg am Pilgrimstein nahe der Elisabeth-Kirche steht auf der Nordseite ein prächtiges Gebäude im Stile der Neugotik, erbaut von dem Universitätsarchitekten Carl Schäfer (1844-1908) in den Jahren 1873 bis 1875.¹ Der Bauherr Albert Wigand (1821-1886), Professor der Botanik und Pharmakognosie und Direktor des Botanischen Gartens, wollte das Haus als Museum nutzen, um die Botanischen und Pharmakognostischen Sammlungen unterzubringen, die er während seiner Tätigkeit als Hochschullehrer von 1846 an zusammengetragen hatte.^{2, 3}

Das Gebäude

Im Sturz über der zweiflügeligen Eichenholztür des zurückgesetzten Eingangs im Süden, der über vier Treppenstufen zu erreichen ist, wurde auf Wunsch Wigands in vergoldeten gotischen Lettern die Inschrift „IN . MINIMIS . DEUS .

MAXIMUS.“ eingemeißelt. Sie verweist auf das Prinzip des Morphologen und Pflanzenanatomen, die Schöpfung noch ganz in der Zeit vor Darwin zu sehen. Die unteren Räume im linken Flügel waren für die Pharmakognostische Sammlung, d. h. die Drogensammlung und den Mikroskopiesaal mit 20 bis 24 Ar-

beitsplätzen für die Studenten der Botanik und Pharmazie vorgesehen. Der heutige Hörsaal wurde unter seinem Nachfolger, Arthur Meyer, erst 1909 an den rechten Flügel angebaut.⁴ Das obere Stockwerk war für die Botanischen Sammlungen, Herbarien, Pflanzen in Spiritus, Pilz-, Holz- und Blütenbaumodellsammlung etc., die Bibliothek mit teilweise bibliophilen Kostbarkeiten und für Arbeitsräume für den Direktor und die Assistenten, die es erst seit 1875 gab, gedacht.

Die Sammlungen

In der Rede, die anlässlich der Aufstellung der Büste von Albert Wigand 1889 gehalten wurde, stellte Friedrich Siebert, Besitzer der Schwan-Apotheke und Vizebürgermeister der Stadt Marburg, den Umfang der Sammlungen vor. Danach betrug die Handbibliothek 540 Nummern, das Herbarium circa 150 000 Standortpräparate; darüber schrieb Wigand die Flora von Kurhessen (1859), die bis heute noch nicht überholt ist.⁵

Im ersten und im dritten Teil seiner Rede ging Siebert auf Wigands Bemühungen und Ideale ein, den Unterricht für die Pharmaziestudenten zu heben. Wigand führte als Schüler von Matthias Schleiden (1804-1881), dem Entdecker der Pflanzenzelle, das Mikroskop in den Unterricht ein und bot ab Wintersemester 1848/49 neben einer Vorlesung über Pharmakognosie (Drogenkunde/Warenkunde) unentgeltlich Übungen im Unterscheiden von Waren unter Benutzung einer eigenen Drogensammlung an.

Pharmakognosie in Marburg

Damit hat Wigand die Pharmakognosie als wichtige Teilwissenschaft der Pharmazie in Marburg eingeführt. Der Begriff wurde zu Beginn des 19. Jahrhunderts geprägt. Man versteht darunter: Teile aus Pflan-



Abb. 1: Das Institut für Pharmazeutische Biologie (Westflügel) mit Fahنشmuck, entworfen von den Studenten der Graphik zur 475. Gründungsfeier der Universität Marburg 2002. In den unteren Räumen befindet sich die Sammlung.
Foto: Wolfgang Rumpf, 2002



Abb. 2: Lehrsammlung. Chinarinden-Sortiment aus der Sammlung Martiny. Mitte 19. Jahrhundert.

Foto: Rolf Wegst, 2003

zen, Tieren und Mineralien auf Abstammung, Güte, Identität zu prüfen und etwaige Verwechslungen und Verfälschungen zu erkennen. Diese Definition von Drogen gilt in großen Zügen bis heute. Allerdings nahezu verschwunden sind die Tiere und deren Produkte, im Gegensatz zu den Mineralien, die bald von der Pharmazeutischen Chemie bearbeitet wurden. Da durch die verfeinerten moderneren Untersuchungsmethoden heute die Strukturen der Inhaltsstoffe von Drogen erkannt und nachgebaut werden können, heißt die Wissenschaft jetzt Pharmazeutische Biologie. Auf Initiative Robert Bunsens, der von 1839 bis 1851 in Marburg Chemie lehrte, wurde das Studium für Apotheker in Kurhessen neu geregelt. Als drittes Land im deutschsprachigen Raum wurde ab 18. November 1852 mindestens ein Studium von zwei Semestern an der Landesuniversität Marburg verlangt, das mit einer Prüfung abgeschlossen werden sollte.⁶ Nach der ersten Prüfungsakte von 1853 wurden die fünf Studenten der Pharmazie von dem Mediziner und Professor für Pharmazeutische Chemie, Constantin Zwenger, einem Schüler Bunsens, in diesem Fach, von Albert Wigand in Botanik und Pharmakognosie und von dem Mediziner Carl von Heusinger, Direktor der Elisabeth-Klinik am Pilgrim-

stein, in Gesetzeskunde geprüft.⁷

Pharmacognostisches Cabinet

Dies war der Anlass für Wigand, eine universitätseigene Drogen-sammlung zu fordern. Am 16. Februar 1854 gründete er das „Pharmacognostische Cabinet“, das erste Pharmakognostische Institut der Universität. Er erhielt für Sammlung und Unterricht vier Räume im ersten Stock des östlichen Flügels im Deutsch-Ordenshaus hinter der Elisabethkirche zugewiesen. Schon im April 1855 berichtete Wigand dem Senat der Universität, dass die Sammlung auf 1300 Stoffe in Gläsern oder Schiebekästen angewachsen sei. Ferner gäbe es ein Mikroskop zum Gebrauch für die Studenten, ein medizinisches Herbarium mit ca. 300 Arten und zwei wichtige Bestimmungsbücher.⁸ Wigand pflegte Bücher, Gefäße etc. selbst zu signieren und mit dem Vermerk: „Pharmacognostisches Cabinet“ zu versehen. In den nächsten Jahrzehnten bis 1886 suchte Wigand die Sammlung durch Ankäufe mit äußerst sparsamen Mitteln zu erweitern. Sie soll bis auf 4000 Exemplare angewachsen sein; ein Katalog ist bis heute allerdings nicht auffindbar. Da die meisten Drogen, die Wigand dort beschrieben hat, auch in der noch erhalte-

nen Sammlung vorhanden sind, kann der jeweilige Umfang im Erscheinungsjahr der Auflagen seines Lehrbuchs der Pharmakognosie von 1863, 1874, 1879 und 1887 ungefähr abgelesen werden.

Heutige Situation

Unter Arthur Meyer, der von 1891 bis 1921 lehrte, wurde 1909 das Sammlungshaus westlich neben dem Institut erbaut (heute: Laboratorien) und alle Sammlungen dorthin verlegt. Nach Meyers Tod 1922 wanderten diese, je nach Interesse der jeweiligen Direktoren, in unterschiedliche Räumlichkeiten. Als 1966 die Naturwissenschaften von der Philosophischen Fakultät getrennt wurden und ihre eigene Fakultät erhielten, wurden auch die Fächer Botanik und Pharmakognosie selbstständig. Horst Kating aus Bonn, Dozent für Pharmakognosie seit WS 1963/64, wurde zum ordentlichen Professor für Pharmakognosie und Direktor des Pharmakognostischen Instituts (bis 1973) ernannt.⁹ Das Institut bezog eigene Räume in der ehemaligen Akademischen Waschanstalt am Eingang des Botanischen Gartens zur Deutschhausstraße. Auf dem Dachboden wurden die Reste der Sammlung auf Regalen verteilt und verstaub-



Abb. 3: Colla piscium in toto, Ichycolla, Hausen, Schwimmblase des Beluga-Störs, Acipenser Huso L. Pisces. 52 cm lang und 25 cm breit.

Foto: Rolf Wegst, 2003



Abb. 4: Moschusbeutel verschiedener Herkunft.

Foto: Rolf Wegst, 2003

ten. 1970 wieder entdeckt, wurden sie nach Räumung des Instituts für Botanik, das in neue Gebäude neben dem „Neuen Botanischen Garten“ auf die Lahnberge gezogen war, wieder ins alte Institut verbracht.¹⁰ Als Professor Wichtl¹¹ 1973 Nachfolger von Professor Kating wurde, sorgte er dafür, dass in einem der ursprünglichen Räume im Westflügel des Hauses ein Teil der Sammlung, ca. 1300 Drogen, wieder aufgestellt wurde. In den folgenden Jahrzehnten konnte durch Führungen die Sammlung Interessierten gezeigt werden.¹² Auch heute erwerben die Studenten der Pharmazie anhand von Drogen ihre Kenntnisse über Pflanzen, deren Inhaltstoffe und die Verwendungen in der Heilkunde. Trotz aller neuen Erkenntnisse ist eine Drogensammlung noch nicht veraltet. Das Institut benutzt eine Sammlung von Drogen, die nach dem Deutschen und Europäischen Arzneibuch noch verwendet werden.

Anmerkungen und Literatur

- 1 Wilhelm Kolbe: Die Sehenswürdigkeiten Marburgs und seiner Umgebungen in geschichtlicher, kunst- und kulturgeschichtlicher Beziehung. Marburg 1884, 97: „eine Hauptzierde des Gartens“. Vgl. Jutta Schuchardt: Carl Schäfer (1844-1908). Diss. Phil. Marburg 1973. S. 192-202.
- 2 Friedrich Siebert: Zum Gedächtnis an Dr. Albert Wigand. Rede, gehalten am 5. Mai 1889 bei der Enthüllung seiner von Schülern und Freunden gestifteten Marmorbüste. Marburg 1889, S. 7.
- 3 S. Barbara Lehmann: Julius Wilhelm Albert Wigand (1821-1886). Professor der Botanik und Pharmakognosie. Diss. Nat. Marburg 1973. S. 173; vgl. dies.: Das Wirken Albert Wigands an der Alma Mater Marburgensis von 1848-1886. In: Apotheker Journal 8 (1986), 72-77. Über die Pharmakognostische und die Botanischen Sammlungen berichtet das Uni-Journal der Universität Marburg: Ulrich Thimm: Im „Pharmakognostischen Cabinet“. Die Pharmakognostische Sammlung im Institut für Pharmazeutische Biologie. In: Marburger Uni Journal. Marburg. Juni 2000, 28-31. S. auch Cornelia von Soosten: Eingelegte Trüffeln. Mehr als nur getrocknete Pflanzen im Herbarium Mar-

burgense. In: Marburger Uni Journal. Marburg. Januar 2004, 22-26.

- 4 Arthur Meyer: Zum 100. Geburtstag des Botanischen Gartens der Universität. Marburg 1910.
- 5 Siebert [wie Anm. 2], 8; vgl. auch Albert Wigand: Flora von Kurhessen. Marburg 1859. 2. Aufl. (mit Nassau). Diagnostischer Teil. Cassel 1875. 2. Teil. Fundort-Verzeichnis der in Hessen und Nassau beobachteten Samenpflanzen und Pteridophyten. (Hrsg. v. Friedrich Meigen). Marburg 1891.
- 6 STA Mbg. (= Staatsarchiv Marburg): Slg. v. Ges. (Sammlung von Gesetzen) für Kurhessen 1852; Nr. XI, November 107; betr. Prüfung, 18. Nov. 1852; vgl. Lehmann [wie Anm. 3], 91-92.
- 7 STA Mbg.: 305 a A IV c A Nr. 53. Die ersten fünf Kandidaten wurden am 7-12. Nov. 1853 geprüft; vgl. Lehmann [wie Anm. 3], 91-94. Über Robert Bunsen und seinen Einfluss auf das Studium der Naturwissenschaften der Philippina vgl. Rudolf Schmitz: Die Naturwissenschaften an der Philipps-Universität Marburg 1527-1977. Marburg 1978. S. 363 f.
- 8 BOT. INST. Mbg (Botanisches Institut Marburg): Akte Wigand von 1854-1886. Nr. 7 vom 11. Oktober 1854 und Nr. 13 vom 15. März 1855. STA Mbg. 350 a A IV c Nr. 47 vom 16. Februar 1854; vgl. Lehmann [wie Anm. 3], 166-177.
- 9 Barbara Lehmann: 120 Jahre Institut für Pharmakognosie. In: Pharmazeutische Zeitung 119 (1974), 328-331.
- 10 Lehmann [wie Anm. 3], 160 und Anhang IV, 220-221.
- 11 Lehmann [wie Anm. 9], 331. Max Wichtl lehrte von 1973 bis 1992 Pharmazeutische Biologie in Marburg.
- 12 Barbara Rumpf-Lehmann: Das Pharmakognostische Cabinet. Die Wigandsche Sammlung im Institut für Pharmazeutische Biologie an der Philipps-Universität Marburg seit 1854. Marburg 2002. Faltblatt. 6 Seiten. 8 Abbildungen. Stadtplan: Teilansicht mit Garten und Institut.

Anschrift der Verfasserin:
Dr. Barbara Rumpf-Lehmann
Neustadt 8
35037 Marburg

DGGP-Mitteilungen

→ Laudationes ←

Zum 70. Geburtstag von Prof. Dr. Erika Hickel am 14.09.2004

Pharmazie- und Wissenschaftsgeschichte als „Geschichte für die

Gegenwart“ – unter dieses Motto stelle ich die wissenschaftliche Vita von Erika Hickel.

Die approbierte Apothekerin promovierte 1963 am Braunschweiger Pharmaziehistorischen Seminar bei

Prof. Wolfgang Schneider zum Dr. rer. nat. Ende der 60er Jahre war sie als „post-doctoral fellow“ in Madison/Wisconsin. Die Habilitation erfolgte 1971; ein Jahr später wurde sie zur apl. Professorin ernannt, und 1978 trat Erika Hickel die Nach-

folge Wolfgang Schneiders an. Die Abteilung für Geschichte der Pharmazie und der Naturwissenschaften, 1958 von Schneider als Pharmaziehistorisches Seminar gegründet, entwickelte sich unter ihrer Leitung zu einem Brennpunkt für neue Ansätze in der Wissenschaftsgeschichte, so z. B. der Sozialgeschichte der Wissenschaften und der Pharmazie. Als eine der Ersten unter den Professorinnen und Professoren betonte sie die Notwendigkeit, Frauen- und Geschlechterforschung auch in die exakten Naturwissenschaften hineinzutragen; sie unternahm und förderte hier Initiativen und Forschungsprojekte.

1982 bis 1984 war sie Bundestagsabgeordnete der Grünen. Dort engagierte sie sich im Bereich „Technikfolgenabschätzung“, insbesondere mit dem Bereich Gentechnologie. Sie war 1990/91 die erste Vizepräsidentin an der TU Braunschweig und setzte sich in dieser Funktion unter anderem für Frauenförderungs- und Gleichstellungsmaßnahmen ein. Den von Wolfgang Schneider begründeten Forschungsschwerpunkt Arzneimittelgeschichte entwickelte sie zunächst mit: Im Rahmen einer umfassenden historischen und experimentellen Rekonstruktion des Arzneimittelschatzes verschiedener Epochen befasste sie sich z. B. mit Chemikalien im Arzneischatz deutscher Apotheken des 16. Jahrhunderts sowie mit der Geschichte der Pharmakopoën. Später ergänzte Hickel die Fragestellung um die Perspektive der Arzneimittelstandardisierung; zusammen mit ihren Mitarbeiter/innen lieferte sie auch wichtige Beiträge zur Geschichte des Apothekerberufs und der Biochemie. Mit Veranstaltungen und Arbeiten zur Technikfolgenabschätzung, Geschlechtergeschichte und Sozialpharmazie wurde die Abteilung zu einer Stätte der kritischen Reflexion von Wissenschaft. Hickel selbst wies immer wieder auf die Verantwortung von Wissenschaftler/innen für das von ihnen produzierte und angewandte Wis-

sen hin. Beispielhaft sei ihr Aufsatz „Bei Risiken und Nebenwirkungen fragen Sie' ... die Wissenschaft? Nebenwirkungen: das paradigmatische Problem der Arzneimittelforschung“ (1994) genannt. Als Abgeordnete im Bundestag, als Lehrende im Pharmaziestudium und als Forscherin hat sie sich auch immer wieder mit aktuellen Fragen der Arzneimittelgesetzgebung und der Arzneimittelsicherheit befasst. 1996 zog sich Erika Hickel ins Privatleben zurück. Die Unterzeichnerin wartet ungeduldig auf ihr Standardwerk zur Arzneimittel-Geschichte als einem weiteren Beitrag zur „Geschichte für die Gegenwart“.

Bettina Wahrig, Braunschweig

*

Dr. Hermann Vogel, langjähriges Mitglied der DGPP und Vorsitzender der Deutschen Apothekenmuseumsstiftung, wurde am 22.09.2004 70 Jahre alt.

*

Professor Dr. Guido Jüttner 65 Jahre

Guido Jüttner wurde am 2. September 1939 als zweites Kind des Diplomlandwirts und Chemikers Bernhard Jüttner und dessen Ehefrau Ingeburg, geb. Mengel, in Essen geboren. Nach dem Besuch der Volksschule in Dresden und Essen sowie 1955 dem Staatlichen Burggymnasium Essen wechselte er ein Jahr später auf das neusprachliche Gymnasium Essen-Werden, wo er 1959 das Abitur ablegte. Anschließend studierte er zwei Semester Latein und Gemanistik an der Universität Kiel, begann jedoch 1960 seine praktische pharmazeutische Ausbildung in Essen, die er 1962 mit dem pharmazeutischen Vorexamen abschloss. Das Studium der Pharmazie an der Universität Marburg beendete er 1965. Noch im gleichen Jahr setzte er seine Ausbildung mit dem Aufbaustudium der Geschichte der Pharmazie bei Prof. Dr. Rudolf Schmitz fort, das er durch Lehrveranstaltungen zur

mittelalterlichen Geschichte, lateinischen Philologie des Mittelalters und historischen Hilfswissenschaften ergänzte. 1965 war er zugleich als wissenschaftliche Hilfskraft, ab 1969 als Assistent am Institut für Geschichte der Pharmazie in Marburg tätig. 1969 wurde er mit einer Arbeit zum Thema „Wilhelm Gratolus Benedict Aretius. Naturwissenschaftliche Beziehungen der Universität Marburg zur Schweiz im 16. Jahrhundert“, die er bei Rudolf Schmitz anfertigte, promoviert. Bereits während seiner Assistenzzeit nahm Jüttner Lehraufträge an den Universitäten Marburg und Frankfurt am Main wahr.

Im Oktober 1972 zum C2-Professor in Marburg ernannt, wechselte er im Juni 1973 an die Freie Universität Berlin, wo er am Institut für Geschichte der Medizin bis zu seiner Pensionierung die Geschichte der Pharmazie vertrat. Guido Jüttner, der gemeinsam mit Peter Dilg das 1972 erschienene Lehrbuch „Pharmazeutische Terminologie. Die Fachsprache des Apothekers“ verfasste, veröffentlichte eine Reihe von Beiträgen im „Lexikon des Mittelalters“, im „Reallexikon für Antike und Christentum“ sowie in wissenschaftshistorischen und pharmazeutischen Fachzeitschriften und betreute pharmazie- und medizinhistorische Dissertationen an der Berliner Universität.

Ch. Friedrich, Marburg, und Wolf-Dieter Müller-Jahncke, Heidelberg.

→ Ehrungen ←

Professor Dr. Christa Habrich erhält Bayerischen Verdienstorden

Mit der höchsten Auszeichnung des Freistaates Bayern, dem Bayerischen Verdienstorden, zeichnete Ministerpräsident Dr. Edmund Stoiber am 12. Juli im Antiquarium der Münchener Residenz Apothekerin Professor Dr. Christa Habrich aus. Der weiß-blaue Pour le Merite wird seit 1957 „als Zeichen ehrender und dankbarer Anerkennung für hervor-

ragende Dienste um den Freistaat Bayern und das bayerische Volk“ verliehen. Die Zahl der lebenden Träger ist auf 2000 begrenzt, derzeit sind es 1786.

Der Staat würdigt damit Habrichs jahrzehntelanges, außergewöhnliches Engagement für Wissenschaft und Kultur. Weit über die Grenzen Bayerns hinaus bekannt ist ihr Deutsches Medizinhistorisches Museum in der Alten Anatomie in Ingolstadt, dessen Aufbau sie von 1972 an begleitete und dem sie seit mehr als 20 Jahren als Direktorin vorsteht. Viele wertvolle, unterhaltssame, prächtig inszenierte und nachdenklich stimmende Sonderausstellungen hat sie dem Laien- und Fachpublikum seitdem dort geboten. Ein wissenschaftliches und künstlerisches Highlight ist ihr kürzlich mit der Spitzweg-Ausstellung gelungen. Der Garten der Alten Anatomie ist ein Schmuckstück der Heilpflanzenkunde und spricht mit seinem Tastgarten auch blinde und sehbehinderte Menschen an.

Generationen von Münchner Studenten kennen die Pharmazie- und Medizinhistorikerin Habrich, die sich 1982 für beide Fächer an der Münchner Universität habilitierte und 1988 zur außerplanmäßigen Professorin ernannt wurde, von ihren schwungvollen Vorlesungen. Mit vielen wissenschaftlichen Vorträgen und mehr als 200 Publikationen, als renommierte Museologin sowie als Mitglied der Académie Internationale d'Histoire de la Pharmacie (seit 1995) ist sie auf nationalem und internationalem wissenschaftlichen Pakett selbstverständlich zu Hause.

Christa Habrich hat viele Ehrungen erfahren. 1999 erhielt sie vom damaligen bayerischen Kultusminister Hans Zehetmair das Verdienstkreuz 1. Klasse des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland für ihre umfangreichen Leistungen für die Medizingeschichte. Ihre interdisziplinäre wissenschaftliche Tätigkeit würdigte unter anderem die Deutsche Gesellschaft für Geschich-

te der Pharmazie im Jahre 2000 mit der Verleihung der Schelenz-Plakette. Neben aller Arbeit als Historikerin ist die temperamentvolle Apothekerin regelmäßig in ihrer Gießener Adler-Apotheke tätig. Die vielfach Geehrte fordert von ihren Mitarbeitern und Doktoranden hohe Leistungen, aber sie ist keine abgehobene Wissenschaftlerin. Zu Recht wird in allen Laudationes neben ihrer Fachkompetenz auch ihre erfrischende Herzlichkeit hervorgehoben. Sie ist bescheiden, unkompliziert, fröhlich und den Menschen zugewandt geblieben. Begegnungen mit ihr sind stets ein Vergnügen, manchmal auch ein anspruchsvolles. *Brigitte M. Gensthaler*

→ Persönliches ←

Pro Memoria Leo Jules Vandewiele

Der belgische Pharmaziehistoriker Leo Jules Vandewiele war ein international angesehener Fachmann für die Pharmazie des Mittelalters. Am 17. November 1910 in Waregem geboren, legte er 1929 das Abitur in Roeselare ab. Nach einem Studium der Philosophie wandte sich Vandewiele in Gent der Pharmazie zu und bestand 1937 das pharmazeutische Staatsexamen. Der Kandidatenzeit in Kortrijk folgte 1938 die Niederlassung als Offizinapotheker in Waarschoot. 1947 kaufte Vandewiele eine Apotheke in Gent und gründete die „Laboratoria Unguenta“ als Fabrikbetrieb. Mit der Gründung des „Kring voor de Geschiedenis van de Pharmacie in Benelux“ im Jahre 1950 kehrte Leo Jules Vandewiele zu seinen historisch-philologischen Neigungen zurück und veröffentlichte gemeinsam mit R. Vekeman das „Gedenkboek van het Oostflaams Apothekersgild 1854-1954“ und gemeinsam mit Willem Frans Daems „Noord- en Zuidnederlandse Stedelijke Pharmacopeeën“. 1962 promovierte Vandewiele an der Reichsuniversität Gent mit der pharmaziehi-

storischen Arbeit „De Grabadin van Pseudo-Mesues (XI-XII eeuw) en zijn invloed op de ontwikkeling van de farmacie in de Zuideli-



Apotheker Dr.
Leo Jules Vandewiele

jke Nederlanden“ zum Doktor der pharmazeutischen Wissenschaften. Damit hatte er sein Lebensthema gefunden und weitere Bücher schlossen sich an: So 1965 „De ‚Liber magistri avicenne‘ en de ‚Herbarijs‘ Middelnederlandse handschriften uit de XIVe eeuw“ und „Den Herbarius in dyetsche en de verwantschap met Herbarius Latinus en herbarius in latino cum figuris“ sowie 1970 „Een Middelnederlandse versie van de Circa instans van Platearius“. Sein Hauptwerk „Geschiedenis van de Farmacie in België“ erschien 1981 als noch heute gültiges Werk zur Pharmaziegeschichte des Königreichs Belgien und seiner Vorgängerstaaten. Neben einer Vielzahl an Publikationen in Fachzeitschriften übernahm Vandewiele auch Ämter in den verschiedensten Fachgesellschaften; zu seinem 70. Geburtstag gaben Freunde ein „Liber Amicorum“ als Festschrift heraus. Leo Jules Vandewiele sprach als bekennender Philologe neben anderen lebenden Sprachen auch ein fließendes Deutsch, das ihm half, den Zugang zu dem nicht immer geliebten Nachbarn Deutschland zu öffnen, für dessen pharmaziehistorisches Leben er sich stets interessierte. Er war ebenso bekennender Flame und in seiner Gegenwart blieb niemand hungrig oder durstig – weder in spirituellen noch in materiellen Dingen. Am 16. Juli 2004 ist Leo Jules Vandewiele 93-jährig in Lochristi verstorben – ein bedeutender Philologe und begnadeter Pharmaziehistoriker.

W.-D. Müller-Jahncke

→ Neue DGGP-Mitglieder ←

Ajanovic, Emina; Graf-Recke-Straße 15, 40239 Düsseldorf
Bleisch, Michael; Bielefelder Straße 161, 33104 Paderborn
Brinckmann, Jörg; Fichtestraße 1, 15366 Neuenhagen
Fleischmann, Ines; Blumenbergstraße 50, 3013 Bern, Schweiz
Frenzel, Hendrik; Breite Straße 115, 06406 Bernburg
Funck, Gisela; Kassenberg 64, 45479 Mülheim
Hatzianastassiou, Ioannis; Wilhelmstr. 108, 47807 Krefeld
Heußler, Simone; Ahornweg 2, 69234 Dielheim
Höxtermann, Prof. Dr. Ekkehard; Am Gutshof 58, 13059 Berlin

Hopfauer-Schnapp, Sonja; Kallstadter Straße 1B, 67117 Limburgerhof
Kemper, Jutta; Johann-Fleck-Straße 27, 24106 Kiel
Keshavarzi, Parissa; In den Welten 26, 45711 Datteln
Klausing, Belinda; Gienanthstr. 4a, 67304 Eisenberg
Koch, Sybille; Zülpicher Str. 28-30, 50674 Köln
Köppe, Melanie; Johann-Sebastian-Bach-Straße 34, 35392 Gießen
Künzl, Harald; Kronenstraße 7, 75057 Kürnbach
Lang, Pia; Liebigstraße 64, 35392 Giessen
Lauber, Martina; Im Oberdorf 19, 57319 Bad Berleburg
Meyer von Froreich, Sigrid; Schuhstraße 32, 32657 Lemgo

Possehl, Dr. Ingunn; Berliner Straße 61, 64846 Groß-Zimmern
Robben, Birgit; Sendener Stiege 43A, 48163 Münster
Schäfer, Kai; Im Graben 1, 35085 Ebsdorf
Schäfer, Wieland; Zittauer Str. 9, 02742 Neusalza-Spremberg
Spilcke-Liss, Carl Gerhard; Wielandstraße 30, 061114 Halle
Vater, Ulrich; Walpurgisstr. 27, 06502 Thale
Wagner, Gunter; Uhlbergstr. 5-7, 70794 Filderstadt
Wittig, Wolfgang; Gerhart-Hauptmann-Straße 2A, 40699 Erkrath
Zillikens, Rolf; Graf-Bernadotte-Straße 18, 45478 Mülheim
Zück, Gerhard; Stuttgarter Str. 18, 75438 Knittlingen

Jahresregister 2004

Themen

Aciclovir 41
 Arzneimittelwesen 61
 Barmherzige Schwestern des Vinzenz von Paul 76
 Berliner Apotheker-Orchester 14
 Blass, Johannes / Blass, Richard Georg 14
 Botanischer Garten Buitenzorg/Java 8
 Deutsche Pharmazeutische Gesellschaft 14
 Edelmann, Hyronimus 23
 Festschrift, örtliche 45
 Flamel, Nicolas 49
 Haoma-Sauma 33
 Herzogtum Jülich-Berg 61
 Himmelsapotheke 76
 Holz, Arno 65
 Kohle-Compretten 70
 Marburg 79
 Opernfragment „Manuel Venegas“ 1
 Paracelsus 49
 Patentgesetz, französisches 61
 Pharmakognosie in Marburg 79
 Potter, Harry 49
 Stein der Weisen 49
 Steppenraute 33

Tschirch, Alexander 75
 Werbung 45
 Wolf, Hugo 1
 Zarathustra 33
 Zeitler, Joseph 16

Sonstiges

37. Internationaler Kongress für Geschichte der Pharmazie 48, 78
 Pharmaziehistorische Biennale der DGGP in Potsdam 53
 DGGP-Mitgliederversammlung 56
 Neue DGGP-Mitglieder 84

Autoren

Anagnostou, Sabine 16
 Beisswanger, Gabriele 56
 Benzenhöfer, Udo 49
 Bernschneider-Reif, Sabine 70
 Diebold, Steffen M. 45
 Graepel, Peter Hartwig 23
 Hahn, Hansjörg 65
 Hermann, Jutta 8
 Landgraf, Susanne 61
 Langebner, Thomas 76
 Leimkugel, Frank 14
 Mannetstätter, Antje 1
 Meyer, Klaus 56
 Meyer, Ulrich 41

Müller, Michael 16
 Müller-Jahncke, Wolf-Dieter 41
 Reichling, Jürgen 41
 Reinthal, Angela 53
 Rumpf-Lehmann, Barbara 79
 Schnitzler, Paul 41
 Schramm, Gottfried 75
 Staiger, Christiane 70
 Stiehler-Alegria, Gisela 33
 Wünsche, Marie-Luise 49

Auszeichnungen

Krafft, Fritz A. 60
 Habrich, Christa 82

Persönliches

Dadder, Hans 31
 Friedrich, Christoph 32
 Hickel, Erika 81
 Jüttner, Guido 82
 Leidler, Paul 60
 Leimkugel, Marlene 31
 Mannetstätter, Egon 31
 Müller-Jahncke, Wolf-Dieter 30
 Schröder, Gerald 59
 Vandewiele, Leo Jules 83
 Vogel, Hermann 82
 Wankmüller, Armin 59